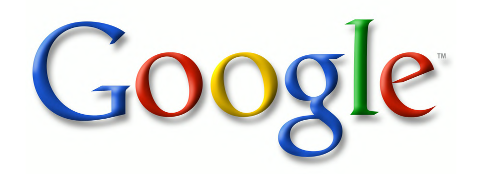
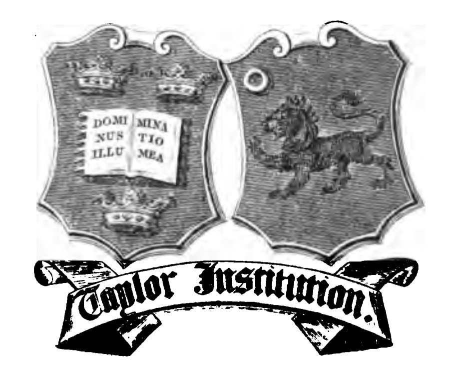
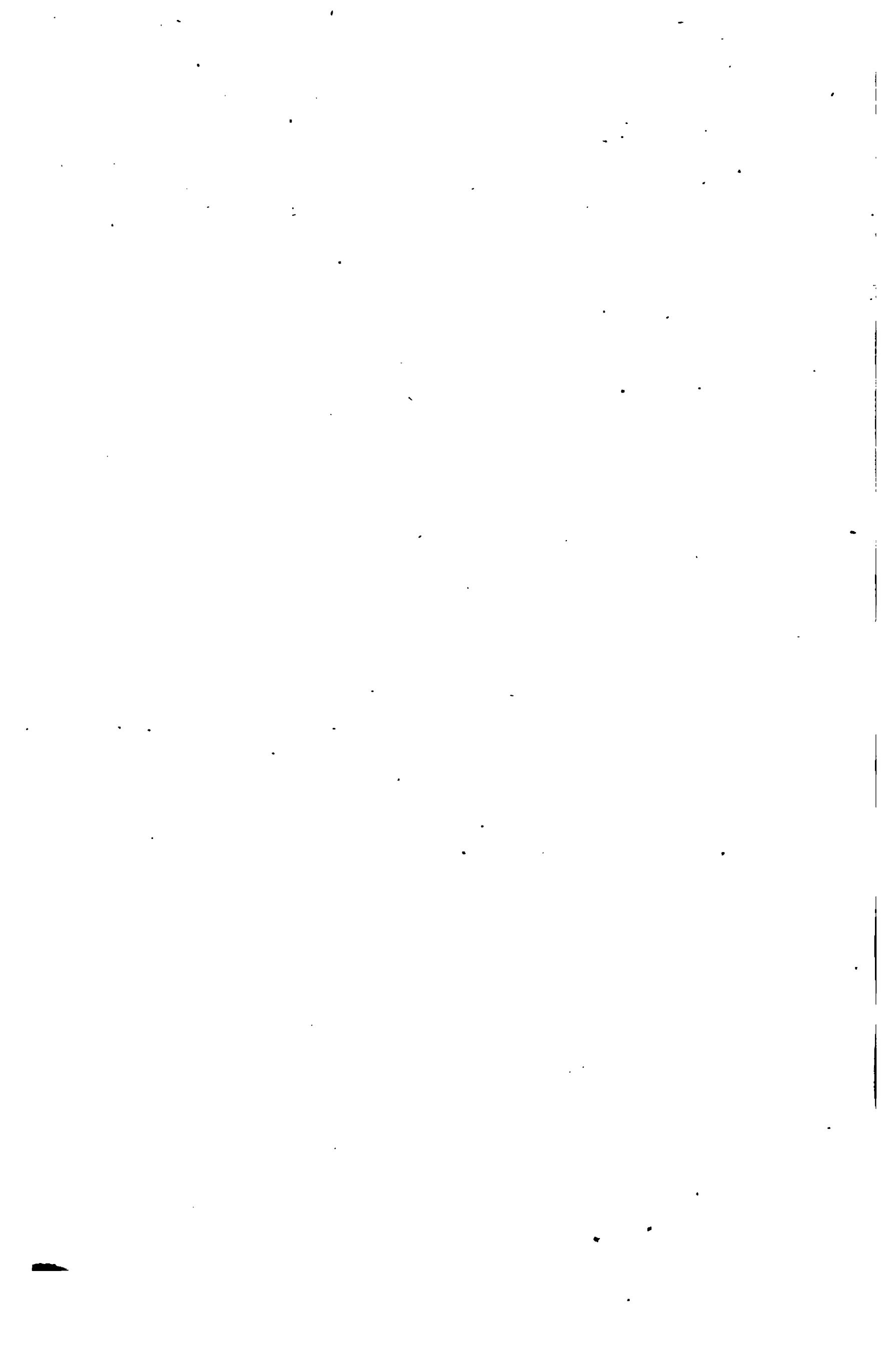



DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA
Taylor Institution.





DAUER UND KLANG.

EIN BEITRAG

ZUR

GESCHICHTE DER VOCALQUANTITÄT

IM

ALTFRANZÖSISCHEN

VON

BERNHARD TEN BRINK.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1879.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

VORWORT.

Von einem wichtigen, noch ungeschriebenen Capitel der romanischen Lautlehre versuche ich auf folgenden Blättern ein paar Paragraphen zu skizzieren. Der Zweck dieser Skizze wird erreicht sein, sobald ein Berufener dadurch angeregt wird, die hier angedeutete Lücke der romanischen Grammatik auszufüllen.

Die vorliegende Abhandlung befand sich bereits unter der Presse, als mir Suchiers eben erschienene Ausgabe von Aucassin et Nicolete zuging. Die von mir S. 27 geäusserte Ansicht, die Monophthongierung des Diphthongs *ai* werde nicht in allen französischen Dialekten gleichzeitig sich vollzogen haben, findet in dem von Suchier a. a. O. S. 60 Gesagten die willkommenste Bestätigung. Hierbei kann ich jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, dass der verdiente Herausgeber vielleicht zu weit geht, wenn er annimmt, picardisches *ai* habe noch nach der Mitte des drei-

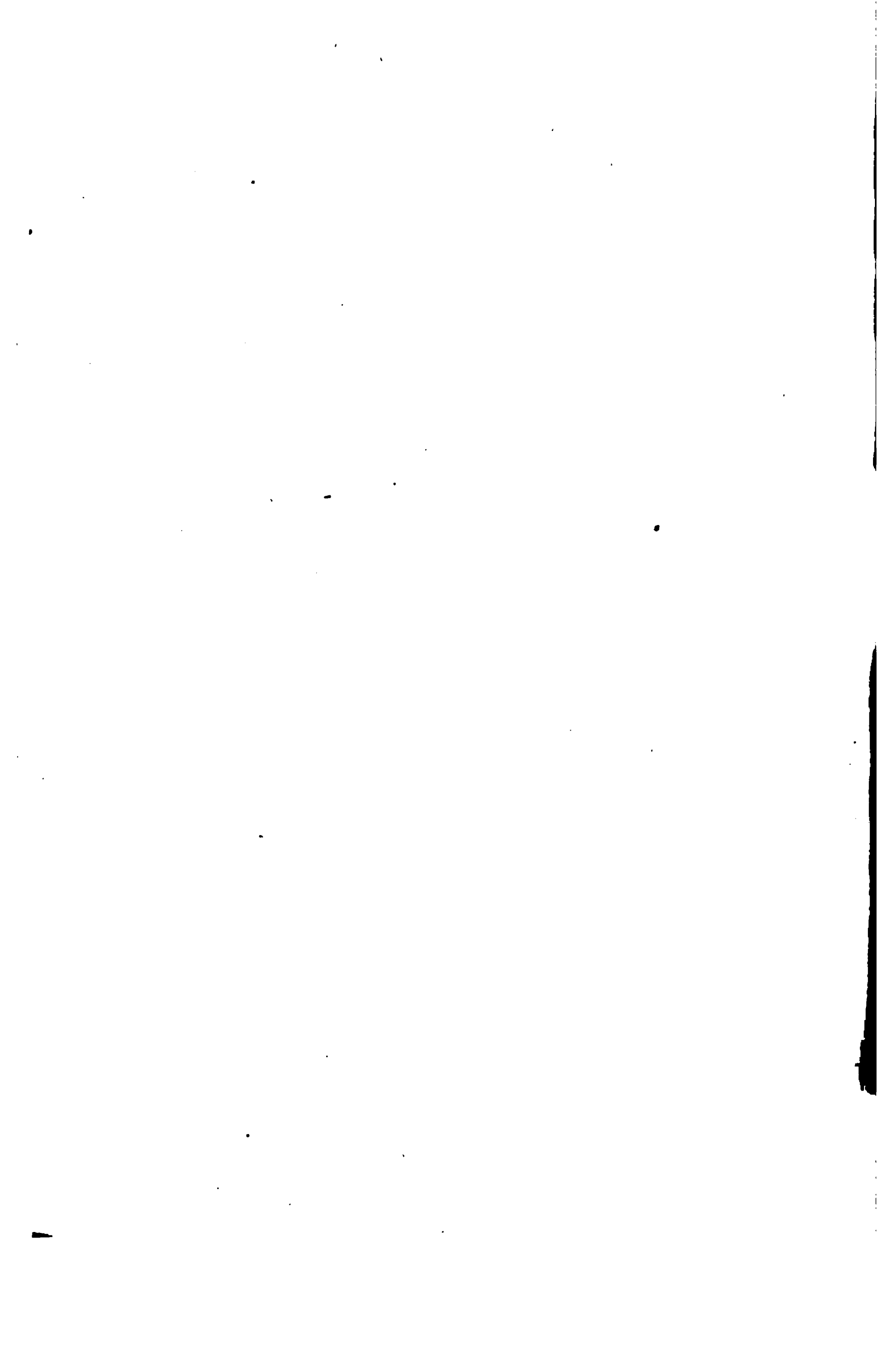
zehnten Jahrhunderts diphthongisch und zwar — das scheint die Meinung — wie *ai*, nicht *èi*, gelautet. Entschieden wahrscheinlich ist mir dies nur für *ai* vor *m* oder *n*; sehr fraglich dagegen in Betreff des ältern *ai*. Die Orthographie der picardischen Hss. jener Zeit dürfte sich auch ohne solche Annahme befriedigend erklären lassen, nämlich aus einer bereits in der vorhergehenden Epoche ausgebildeten Schreibtradition. Was aber die *ai*-Assonanzen in den Enfances Guillaume der Boulogner Hs. angeht, so fragt es sich, um welche Zeit dieselben entstanden seien. Dieselbe Frage erlaube ich mir in Betreff des poetischen Theils von Aucassin et Nicolete. Denn dass dieser nicht etwa zugleich mit der Prosa concipiert und in einem Zuge niedergeschrieben worden, scheint mir kaum einem Zweifel zu unterliegen. Die prosaische Darstellung dürfte aus einer Art Commentar zu den Versen hervorgewachsen sein und daher später als diese eine feste Gestaltung erhalten haben. Auf jeden Fall kann z. B. der Dichter von Nr. 3 nicht wohl zugleich der Verfasser von Nr. 2 sein.

Mit Bezug auf S. 14 Anm. dieser Schrift, wo ich die Theorie des gelehrten V. Thomsen über die mouillierten Consonanten im Romanischen einfach abzulehnen scheine, sei hier ausdrücklich bemerkt, dass ich weder die Bedeutung jener Theorie noch den Scharfsinn

und die Beobachtungsgabe, denen sie Dasein und Gestaltung verdankt, unterschätze; dass ich jedoch die betreffende Hypothese nur *cum beneficio inventarii* acceptieren kann. Zu einer Auseinandersetzung mit Thomsen aber war an der erwähnten Stelle meiner Abhandlung und ist auch hier nicht der geeignete Ort.

Strassburg i. E., im October 1878.

Der Verfasser.



Es hat lange gedauert bis die Romanen und insbesondere die Franzosen die Bedeutung des Accents für den Bau ihrer Sprache und ihrer Verse einsehen lernten. Jetzt ist man sich über diese Dinge — wenigstens in wissenschaftlichen Kreisen — vollkommen klar. Desto grössere Unklarheit herrscht in Betreff der romanischen, wiederum zumal der französischen, Quantität. Während man an der Hand des Accentgesetzes seit Jahren und mit immer wachsendem Eifer die Qualitätsveränderungen romanischer Laute in ihrer Gesetzmässigkeit bis in's Einzelne zu erforschen bemüht ist, scheint Niemand an eine Geschichte der Quantität dieser Laute zu denken. Ja man scheint geradezu von der Voraussetzung auszugehen, dass eine solche Geschichte unmöglich sei, weil ihr das Object fehle. „*Y a-t-il seulement des longues et des brèves en français. Y en a-t-il dans aucune des langues modernes?*“ fragt L. Benloew

Précis d'une théorie des rhythmes I, 24, und er antwortet: „*On peut en douter*". Freilich bietet er in der darauf folgenden Ausführung eine gewisse Correctur dieses seltsamen Eingangs, und S. 26 sagt er: „*Faut-il inférer de tout ce qui précède que les mots de la langue française sont dépourvus de toute quantité prosodique? La conclusion nous paraîtrait absurde. Autant vaudrait soutenir que les syllabes d'une langue moderne n'ont pas de durée, puisque c'est cette durée même qui est mesurée par la quantité. Mais ce ne sera que justice d'affirmer que ce n'est pas la durée, mais bien la force et l'éclat des syllabes, qui règlent en partie le vers moderne.*" Ich will nicht ausführen, was ich an dieser Aeusserung im Einzelnen auszusetzen hätte; ich will zugeben, dass sie der Hauptsache nach richtig ist, und bemerke nur, dass damit keineswegs genug gesagt ist — nicht einmal mit Bezug auf den Versbau, noch viel weniger in Betreff der Sprache. Die Bedeutung der Quantität für den sprachlichen Organismus anlangend verrathen Benloews Worte neben einer gewissen Skepsis namentlich grosse Rathlosigkeit. In neuester Zeit ist man zum Theil viel weiter gegangen als Benloew und hat eine eigentliche Quantität nicht nur für die romanischen Sprachen, sondern sogar für die Quelle derselben in ziemlich unumwundenen Ausdrücken geläugnet. Ich nenne insbesondre zwei deutsche Gelehrte, beide hervorragende Romanisten, deren letzte Aeusserungen über diesen Gegenstand den nächsten Anstoss zu gegenwärtiger Abhandlung

gegeben haben: Wendelin Förster und Eduard Böhmer. Förster bemerkt Rhein. Mus. 1878 S. 294 beiläufig, im Romanischen dürfe „von Länge oder Kürze eigentlich kaum gesprochen werden“, und eb. S. 295 sagt er, es könne „streng genommen von Quantität im Volkslatein nicht die Rede sein“. Böhmer Rom. Stud. III, 366 bezeichnet am Ende des Aufsatzes, dem dieses Schriftchen seinen Titel verdankt, als das Wesentliche der roman. Quantität „die Unbestimmtheit derselben“ und meint, dieselbe Eigenschaft müsse auch für die lateinische Volkssprache vorausgesetzt werden. „Wegen dieser Unbestimmtheit“, fügt er hinzu, „hatte die vulgär-lateinische Klangdauer keine Bedeutung für die Entwicklung des Klanges als solchen im Romanischen“. S. 354 wird auch dem klassischen Latein deutlich genug eine wirliche Quantität abgesprochen, man beachte die von uns unterstrichenen Worte: „der romanische Vocalismus geht von dem lateinischen Klange aus. Und zwar von Klangverhältnissen, die völlig unabhängig von der Klangdauer waren; gewisse vorgefundene Klänge wurden von der Metrik als Längen gebraucht. Woraus (folgt) einerseits: die lateinische sogenannte Vocalquantität hat für die Romanistik nur insofern Bedeutung, als sie auf Vocalqualität schliessen lässt, und andererseits: directer Rückschluss von romanischem Klang geht auf lateinischen Klang, nicht auf Dauer.“ — Die französischen Metriker der alten Schule setzten wohl — unter Verkennung der Be-

deutung des Accents — den Rhythmus der französischen Verse, das was Boileau die *cadence* nennt, in ein gewisses harmonisches Verhältniss der den Verskörper bildenden Laute unter einander. Aehnlich sehen wir Böhmer — unter Verkennung der Bedeutung der Quantität — den Rhythmus des lat. Verses auf die gesetzmässige Ordnung gewisser Klangnüancen zurückführen. Oder soll die Aeusserung: „gewisse vorgefundene Klänge wurden von der Metrik als Längen gebraucht“ etwas Anderes bedeuten?

Es ist nicht meine Absicht, mich hier der lat. Quantität gegen Böhmer anzunehmen. Die Aufgabe wäre eine wenig dankbare, da eine Entwicklung der Grundbegriffe für einen Theil meiner Leser ganz überflüssig sein, einen andern Theil am Ende doch nicht überzeugen würde. Die Erörterung des Einzelnen aber bleibt besser dem klassischen Philologen überlassen. Ich begnüge mich daher damit, die lat. Quantität anlangend meine Uebereinstimmung mit der herrschenden Meinung zu constatieren, wonach z. B. lat. *ĕ* und *ŏ* nicht desshalb kurz genannt worden sind, weil sie offen lauteten, wonach vielmehr *ĕ* und *ŏ* desshalb offen lauteten, weil bei kurzer Zeitdauer auch die ursprünglich geschlossenen *e* und *o* zu offenen geworden waren. Ich füge hinzu, dass ich — wie viele Andere — in jeder mir bekannten lebenden Sprache ausser der Qualität auch die Quantität der Laute und Lautverbindungen zu unterscheiden pflege, und dass es durchaus möglich ist, jeden beliebigen

Vocal sowohl kurz als lang zu sprechen. Freilich wird uns bei dieser Lautfärbung kurze, bei jener ange Dauer leichter oder schwerer werden, und dieser Umstand eben erklärt uns, wie die Qualität auf die Quantität und umgekehrt die Quantität auf die Qualität einzuwirken vermag. Die Geschichte sämmtlicher neueren Sprachen zeigt uns zahlreiche Beispiele insbesondere der letztern Einwirkung. In den germanischen Sprachen ist die Beobachtung, dass Länge oder Kürze zu bestimmten Epochen die Lautfärbung der Vocale beeinflusst habe, längst gemacht worden. Auch auf romanischem Gebiet fehlt es nicht ganz an Beobachtungen dieser Art. Namentlich Schuchardts Vokalismus des Vulgärlateins enthält eine Reihe höchst beachtenswerther Winke, vgl. I, 190. 470; II, 328 f. u. s. w., ja man darf sagen, dass die Bedeutung der Quantität für die roman. Lautentwicklung der ältern Zeit in diesem Buch zwar nicht im Zusammenhang, jedoch im Wesentlichen vollständig ausgesprochen ist. Ich erinnere hier auch an die Bemerkung von G. Paris Alexis S. 49, dass in dem alten Alexiuslied dem *a* stets kurze Zeitdauer zukomme, — ein Satz, den er an einem andern Ort seiner Schrift allerdings als der Einschränkung bedürftig bezeichnet, der aber — soweit das in Assonanz stehende *a* in Betracht kommt — durchaus aufrecht zu erhalten ist. — Es fehlt jedoch viel daran, dass man derartigen Winken gefolgt wäre, aus derartigen Beobachtungen die Consequenzen gezogen und sich etwa bemüht hätte, dem Einfluss der

Quantität auf die Entwicklung romanischer Laute im Zusammenhang nachzugehen. Das alte Vorurtheil, welches in Böhmers Dogma von der „Unbestimmtheit“ der romanischen Quantität den treffendsten Ausdruck findet, tritt solchem Beginnen hindernd in den Weg. Dazu kommt dann bei Vielen Unklarheit über das Wesen der Quantität überhaupt und der klassischen insbesondere. Was soll man dazu sagen, wenn ein Gelehrter wie Förster a. a. O. S. 291 die Ansicht ausspricht, im Lateinischen sei die Positionslänge der Silben ihnen „auf Grund eines fremden, erst spät in die Sprache durch die Dichter eingeführten Gesetzes, das dem Wesen des Lateins nicht entsprach, zudecretiert worden“ — als ob es, sei es im Lateinischen, sei es im Romanischen, sei es im Germanischen, auch nur möglich wäre, eine auf mehrfache Consonanz auslautende Silbe ohne sie zu verstümmeln kurz zu sprechen.[1] Eine vielfach ver-

---

[1] Im nfr. *morte* z. B. ist die Tonsilbe sowohl lang wie in *mort.* Dort haben wir kurzen Vocal und mehrfache Consonanz, hier langen Vocal und einfache Consonanz. Nun ist aber zu beachten, dass in Sprachen, welche die Quantität dem Accente unterordnen, unbetonte Silben vielfach anders behandelt werden als betonte. So wird z. B. in *mortel* die erste Silbe gewöhnlich kurz gesprochen. Hier kann man aber auch nicht sagen, dass sie auf mehrfache Consonanz auslautet, sondern auf einfache (nicht *mort-el*, sondern *mor-tel).* Ganz ähnlich erkennt zur Zeit der verfallenden, ja thatsächlich schon verfallenen, Latinität Diomedes in *arma* einen Trochäus, in *armatus* dagegen einen Amphibrachys. (Unter den Belegen für den Satz, dass ein Amphibrachys mit vorhergehendem

breitete Meinung scheint ferner die zu sein, dass die Quantität, um ihren Namen zu verdienen, unveränderlich sein müsse — während sie der Veränderung eben so wohl unterliegt wie die Qualität der Laute. So belegt Böhmer a. a. O. S. 366 die „Unbestimmtheit" der roman. Klangdauer dadurch, dass es gestattet sei, „einen naturkurzen Vocal länger auszuhalten als einen naturlangen, z. B. italienisch zu sagen *fǒrse sọrdo.*" Weil es aber lat. *fōrsan* und *sŭrdus* heisst, folgt daraus, das im Ital. der eine Vocal als naturlang, der andere als naturkurz bezeichnet werden kann?[1] Beide Vocale sind im Ital. kurz, die Silben, in denen sie stehen, beide lang, und es wäre gar nicht auffallend, dass der Vocal, der den stärkeren Satzton trägt, etwas länger ausgehalten würde (ohne darüber lang zu werden) als der schwächer betonte. Uebrigens müsste ich mich sehr täuschen, wenn es in unserm Beispiel der Vocal

---

Spondeus oder Trochäus passend in die Clausula gesetzt werde, führt er Ciceros: *contra Caesarem est congressus armatus* an, ed. Keil S. 470; vgl. für den Trochäus *arma* eb. S. 469.) Wenn man nun den Sprachen, welche die Quantität dem Accente unterordnen, eine eigentliche Quantität absprechen will, so sei dies gestattet — jedoch unter der Bedingung, dass man umgekehrt den Sprachen, in denen der Wortton der Quantität untergeordnet ist, einen eigentlichen Accent abspricht.

[1] Sehr gut unterscheidet Schuchardt III, 160: „*e in arēna* lautet geschlossen, nicht weil es im Italienischen, sondern weil es im Lateinischen lang ist; denn *brève* = *brĕvis, lĕgge* = *lēge.*"

ó und nicht vielmehr der folgende Dauerlaut *r* wäre, dem die längere Dauer zu Gute käme. Somit handelte es sich nicht um zwei kurze Vocale, sondern um zwei lange Silben, von denen die eine mehr produciert würde als die andere. Eine mannigfaltige Abstufung in der Quantität von Längen wie von Kürzen haben besonders griechische Grammatiker und Rhythmiker in ihrer Sprache und Verskunst notiert; man denke z. B. an die Silbe *βραχείας βραχυτέρα*.

Auf diese kurzen Bemerkungen beschränke ich den polemischen Theil dieses Aufsatzes und wende mich der positiven Seite meiner Aufgabe zu, deren Lösung — falls sie mir gelingt — meine Gegner als ein *argumentum a fortiori* werden gelten lassen müssen. Ich will nämlich versuchen die Entwicklung der Vocalquantität im Altfranzösischen zugleich mit ihrem Einfluss auf die Qualität der Vocale an einem Beispiele anschaulich zu machen. Als Object der Betrachtung sollen uns die *e*-Laute in betonter Silbe dienen. Die Geschichte der Nasalierung solcher Laute gedenke ich jedoch nicht besonders zu berücksichtigen.

Meine Darstellung wird nicht den Verlauf meiner eigenen Untersuchung, sondern die historische Entwicklung wiederzugeben suchen. Der Beweis für die Richtigkeit meiner Hypothese wird dann erbracht sein, wenn sich zeigt, dass sie bei innerer Folgerichtigkeit vorhandene Schwierigkeiten löst ohne neue hervorzurufen.

I.

Die romanischen Sprachen datieren ihren Ursprung von der Zeit an, wo der lat. Accent seinen Charakter, wenn auch nicht seine Stelle, änderte d. h. wo im Wortton das Moment der Tonstärke gegen das der Tonhöhe in den Vordergrund trat, beziehungsweise letzteres ersetzte.[1] Die vermehrte Energie, verbunden mit der Abnahme seiner musikalischen Bedeutung, erwarben nun dem Accent die Herrschaft über das Element der Quantität, welches von einem weniger musikalischen Sinn weniger musikalisch aufgefasst wurde. Der Accent hatte im Wort eine ähnliche Bedeutung erlangt wie der Ictus im Versfuss. Daraus erklärt sich, dass die der volksthümlichen Entwicklung der Sprache sich anschliessende Verskunst die Tendenz zeigt, Wortaccent und Vershebung zusammenfallen zu lassen. Daraus erklärt sich aber andererseits, dass man an die Quantität von betonter und unbetonter Silbe im Wort ähnliche Anforderungen zu stellen begann, wie man sie für Hebung und Senkung im Versfuss zu stellen gewohnt war. Wir beschränken uns auf die Tonsilbe und die Hebung. Wie zur Tragung des Ictus in der Regel eine lange Silbe erfordert wurde, so verlangte man jetzt Länge von der Tonsilbe. Die Folge war: sämmtliche Tonsilben in mehrsilbigen Wörtern und sämmtliche betonte einsilbige Wörter, die bis dahin kurz gewesen waren, wurden lang.

[1] Siehe Excurs.

Kurze Vocale im Silbenauslaut oder in Monosyllaben vor kurzer Consonanz[1] erfuhren daher Verlängerung. Lange Vocale in derselben Stellung behielten ihre Quantität. Ebenso blieben kurze Vocale in Silben, die auf lange oder mehrfache Consonanz auslauteten, kurz. Wie aber verhält es sich mit langen Vocalen in derselben Stellung? Eine Nöthigung zur Quantitätsveränderung lag hier nicht vor. Mehrere Momente mussten sie jedoch begünstigen: die Abnahme des musikalischen Elements im Sprachsinn, dem feinere quantitative Unterschiede nicht mehr zum Bewusstsein gelangten, dem jedoch langer Vocal vor langer Consonanz als potenzierte Länge nicht unbemerkt bleiben konnte und fast wie eine Abnormität erscheinen musste; ferner ein gewisser mit Bequemlichkeit verbundener Nivellierungsgeist; endlich das durch die Verlängerung ursprünglicher Kürzen herbeigeführte Vergessen der alten Vocalquantität. So machte sich in Folge jener Verlängerung die Tendenz geltend, lange Vocale vor langer oder mehrfacher Consonanz zu kürzen, eine Tendenz jedoch, die mitunter an der Qualität der betreffenden Laute einen gewissen Widerstand fand. Was die uns hier interessierenden Vocale angeht, so wurde ā vor langer Consonanz zu

[1] Ich unterscheide mehrfache, lange (=geminierte) und kurze Consonanz, wie man von Diphthongen, langen und kurzen Vocalen spricht. Selbstverständlich sind kurze Vocale und Consonanzen einfach, Diphthonge und mehrfache Consonanzen lang. Daher habe ich mir häufiger gestattet, „lange Consonanz“ für „lange oder mehrfache Consonanz“, zu schreiben.

ă, *ē* zu *ĕ*. In Bezug auf das *ī* scheint mir die Sache nicht ganz so einfach; da jedoch lat. *ī* in und ausserhalb der Position rom. *i* ergibt, so brauchen wir die Frage nach der rom. Quantität dieses Vocals an dieser Stelle nicht zu erörtern.

Romanische Position wirkt nicht anders als die lateinische. Zum Theil kannte sie die Volkssprache lange vor dem Eintritt des romanischen Accents, zum Theil mag die sie bewirkende Synkope erst später stattgefunden haben. Ob in letzterem Fall kurze Vocale in kurzer Tonsilbe zuerst verlängert und dann wieder gekürzt wurden, oder ob sie bis zum Eintritt der Position die Kürze beibehielten und so die Synkope beschleunigten, wird sich für's erste nicht mit Sicherheit entscheiden lassen. Der letztere Fall wäre denkbar, weil ja auch der Ictus auf zwei kurzen statt auf einer langen Silbe ruhen kann (⏑́⏑); dasselbe gilt bekanntlich vom altgerm. Accent.

Muta cum liquida bewirkt im Ganzen keine Position, d. h. steht gewöhnlich im Silbenanlaut, nicht im Auslaut. Gleichwohl fehlt es nicht an Ausnahmen; die einzelnen Vocale zeigen hier zum Theil ein verschiedenes Verhalten. Während z. B. der lat. *ĕ* entsprechende *è*-Laut vor *bl, cl* stets im Silbenauslaut steht, findet bei *a* das Umgekehrte statt. Niemals jedoch scheint *muta* + *r* Position zu machen, vgl. Diez Gramm. I[4], 487. Franz. *vèrre, tonnèrre* beruhen auf ältern *veire, toneire* aus *vḗdre, tonḗdre.* Das *è* in jenen Wörtern war wohl niemals kurz.

Wir haben hiermit bereits die Qualität der Laute

berührt, der wir nunmehr eingehendere Beachtung schenken müssen.

Schon in vorromanischer Zeit hatten sich alle kurzen *e* unter *è*. alle langen unter *é* geeinigt. Kurzes *i* lautete wie *iᵉ*, zum Theil vielleicht geradezu wie *é*, langes *i* wie reines *i*.

Als Grundlage späterer franz. Entwicklung können wir demnach ansetzen:

Ausserhalb der Position:

ā = lat. *ā* oder *ă*: *amār, mādre; pādre.*
è = lat. *ĕ* oder *æ*: *bèn, mèl, fèl, mèr (mĕru-), vèil (vĕtulu-, vĕclu-); sècle, cèl.*
é = lat. *ē* oder *ĭ*: *espér, avér, trés; vée, féd, bévre.*

In lat. oder rom. Position.

ă = lat. *ă* oder *ā*: *ăn, păn, ărbre. ănme, săbde.*
è̆ = lat. *ĕ*: *fè̆r, dè̆stre, tè̆rre. tè̆bde, pè̆dge.*
é̆ = lat. *ĭ* oder *ē*: *mé̆sse, mé̆ttre; vé̆nd. vé̆rt; fé̆mne.*

Zu den *è*-Lauten ist nun noch der aus ursprünglichem *ā* in *ārius* durch Umlaut entstandene zu schlagen; denn dass zwischen *āri* und *ier* ein *èr* in der Mitte liege und dass dieses bereits vorhanden war, als die Erhöhung von *ā*, die Diphthongierung von *è* und *é* noch nicht stattgefunden hatte, darf heutzutage beinahe für ausgemacht gelten. So braucht man denn auch das *Ludher* der Strassburger Eidschwüre keineswegs mit Lücking Mundarten S. 68 auf deutschen Einfluss zurückzuführen.[1] Diphthon-

[1] Da jedoch ohne alle Frage auch im Deutschen der Umlaut des *a* damals schon vollzogen war, so dürfte die Er-

gierung des *è*-Lauts lässt sich für dieses Denkmal so wenig nachweisen wie Diphthongierung des *ō*-Lauts.

Ich habe in Uebereinstimmung mit Thomsen (Mémoires de la Soc. de Ling. III, 123) das *è* in *èr* aus *āri* als durch Umlaut entstanden bezeichnet. Die Entwicklungsreihe *air, eir, er,* welche Schuchardt Vocal. II, 528 gibt, geschweige denn die Reihe *air, aer, er,* welche F. Neumann Laut- und Flexionslehre S. 27 im Anschluss an Ascoli aufstellt, kann ich aus folgendem Grund nicht acceptieren. Mit Recht be zeichnet Neumann a. a. O. S. 33 f. Bildungen wie *premier, maniere* u. s. w. als ältere im Verhältniss zu Bildungen wie *contraire, adversaire.* Er übersieht jedoch Formen wie *palais* (vgl. die alte Form *palaico* bei Schuchardt II, 530) und *aire* (*area* vgl. *aere, aera* u. s. w. a. a. O.). Bei ersterer Form ist es deutlich, das die Epenthese einer Zeit angehört, wo das nordwestliche Auslautsgesetz noch nicht gewirkt hatte; bei der zweiten aber gehen die Belege für die Epenthese noch höher hinauf als bei der ersten. Gleichwohl hat sich in beiden Formen das *ai* erhalten. Dies deutet doch wohl darauf hin, dass wir bereits in der Attraction der ältern Epoche zwei Bildungsweisen zu unterscheiden haben: Umlaut und Epenthese. *primariu-* ergab **prima'ryo* **primèro* **primèr, area* ergab **airya aire.* Verschiedene romanische Sprachen können natürlich bei demselben Wort ein verschiedenes Verfahren angewandt haben.

örterung L. Neumanns Laut- und Flexionslehre des Altfranz. S. 35 f. einer festen Basis entbehren.

Die eine Sprache liebt die Epenthese, so das Portugiesische, die andere begünstigt den Umlaut, so das Französische bei *ARI*, das Spanische gelegentlich auch sonst.

Wie wir nebenbei gesehen haben, besitzt das Französische einen uralten Diphthong *ai*, der seinen ursprünglichen Laut bis tief in das Mittelalter hinein, seine ursprüngliche Schreibung — wenn auch nicht ohne zeitweilige Schwankungen — bis in die Gegenwart bewahrt hat. Zu dem *ai* in *palais, vair, aire* ist das in *ai (habeo), sai (sapio)* u. s. w. zu stellen. Nicht viel jünger als das durch Epenthese oder durch Contraction (wie in *air* = *aër*) entstandene *ai* wird das aus *AC* oder *AG* durch Vermittlung von **AY* entstandene[1], wie in *plait (placitum), faire, mais (magis)* sein. Auch bei erweichtem *C* oder *G* aber kommt Epenthese vor. *AIS* aus *ASC* (z. B. *pasco, pais*) wird man am einfachsten durch Vermittlung eines **ACS* deuten; *esclairet* aus **exclaricat* aber wohl nicht durch **exclacrat*, sondern durch **esclaŕyat*, **esclairyat*; **exclaricatum*, ergibt einerseits *ésclairiet*, andererseits *esclargiet*.

[1] In neuerer Zeit wird dieser Vorgang zum Theil in anderer Weise dargestellt. Die Gründe, wesshalb ich an der ältern Auffassung fest halte, kann ich hier nicht wohl auseinandersetzen. Nur eine beiläufige Bemerkung erlaube ich mir: *plait* aus *placitum* kann nur in derselben Weise erklärt werden wie *fait* aus *factum*. Eine Entwicklungsreihe *plaќitum* **plaǵeto* **playeto* ist einfach unmöglich: *plaќitum* musste entweder **plaќtum* **playto* (wie es gethan) oder aber **plakyeto* **platyeto* u. s. w. (was die frühzeitige Synkope verhinderte) ergeben.

II.

Wir kommen jetzt zu den bekannten Lautwandlungen der langen Vocale, soweit sie im Kreise unsrer Aufgabe liegen: der Diphthongierung von *ẻ* und *ȩ̀* und der Erhöhung von *ā*.

In neuerer Zeit hat Böhmer die Ansicht aufgestellt und Koschwitz, Lücking, Neumann und Andere sind ihm darin beigetreten, auch die Erhöhung von lat. *a* ausser Posit. (also *ā*) zu *e* setze vorhergehende Diphthongierung des betreffenden Lauts, also *ai* voraus. Wir haben gesehen, dass der nachweisbare Diphthong *ai* in einigen Fällen sehr alt ist; noch viel älter müsste demnach dieses vorausgesetzte *ai* gewesen sein, da es spurlos verschwunden ist. In welches Jahrhundert wäre wohl die Diphongierung von *ā* zu *ai* zu setzen?

Die Argumente, welche man für die Diphthongierungshypothese angeführt hat (vgl. besonders Lücking Mundarten S. 101 ff.), scheinen mir keineswegs stichhaltig. Auf die Analogie wird man sich nicht berufen dürfen, so lange nur für die *ē*- und *ō*-Laute Diphthongierung nachweisbar ist. Es wäre doch sehr denkbar, dass jenen Lauten gegenüber *ī*, *ā*, *ū* ihren eigenen Weg gegangen. Und was wäre das für eine Analogie, wonach die Diphthongierung in einem Fall Jahrhunderte früher stattgefunden hätte, der entstandene Diphthong Jahrhunderte früher monophthongiert worden wäre als im andern Fall! —

Das *ai*, welches die Mundart von Guernsey für franz. *e* aus *a* bieten soll, vermag bei seiner Ver-

einzelung und der Entlegenheit jenes Dialekts nichts zu beweisen.[1] Gar oft bieten einzelne Mundarten eines Sprachgebiets Thatsachen, die man zur Erklärung der Erscheinungen innerhalb der Gemeinsprache nicht direct verwerthen darf. Das *ei* = *e* aus *a* im Gregor und in Bernhards Predigten ist doch wohl einfach als ostfranz. Diphthongierung jenes *e*, nicht als Fortbildung eines uralten gemeinfranz. *ai* zu fassen. — Wie ich „herrschendes *ain* neben *e*, mundartliches *iain* neben *ien*“ (Lücking S. 115) auffasse, werde ich später ausführen.

Einen positiven Beweis gegen die Diphthongierungshypothese geben uns die Formen *sai, ses, set* = *săpio, săpis, săpit* an die Hand. Beruhten *ses* und *set* auf ältern **sais, *sait,* so müsste der Diphthong *ai* in die erste Person nothwendig später eingedrungen sein als in die zweite und dritte. Dies könnte ich mir nur unter der Voraussetzung erklären, dass in *săpio py* = *pi* Position gebildet und so die Kürze des *a* erhalten hätte, also **săpyo*, **sāpis, *sāpit.* Eine Form **săpyo* aber würde nimmermehr *sai* ergeben haben, vgl. **săpyam, sache* sowie **adprŏpyo.* Folglich haben wir eine Form **săpyo* nicht anzusetzen, folglich ist es undenkbar, dass der Diphthong in *sai* spätern Ursprungs gewesen sein sollte als in **sais, *sait,* folglich hat es Formen wie **sais, *sait* nicht gegeben.

Endlich haben wir ja das directe Zeugniss der Strassburger Eidschwüre. Lücking S. 106 meint frei-

---

[1] Vgl. auch G. Paris Romania VII, 123.

lich, die Behandlung des *a* in diesem Denkmal sei als von der gemeinfranzösischen abweichend zu betrachten; jedoch dies meint er nur der Diphthongierungstheorie zu Liebe. Ich sehe nicht den geringsten Grund, das Zeugniss der Eidschwüre für unsern Fall nicht gelten zu lassen. In diesem Denkmal finden wir nun neben *plaid, salvarai, prindrai: fradre, salvar, returnar* und *christian.* Dieses *a* kann nur entweder *a* oder a^e bedeuten. Im erstern Fall ist es ohne weiteres klar, dass der Weg von *a* zu *e* nicht durch *ai* hindurchführt; denn früher als *fradre* durch **fraidre* zu *fredre,* hätte *plaid* zu *pled* werden müssen, was bekanntlich nicht der Fall war. Bedeutet aber *a* in den Eidschwüren a^e, so ergibt sich dasselbe Resultat. Denn wäre dies a^e aus *ai* hervorgegangen, so würde es ganz gewiss nicht durch *a* dargestellt sein.

Wir dürfen demnach die Hypothese, wonach *e* aus *a* durch *ai* entstanden sein soll, als widerlegt ansehen. G. Paris Romania VII, 124 stellt im Anschluss an Havet folgende Reihe auf: *aa, ae,* a^e *(ê), è.* Mir scheint jedoch ein *ae* als Mittelglied zwischen $\bar{a}$ und $\bar{a}^e$ durchaus überflüssig. Sehr nützlich ist *ae* da, wo es sich darum handelt von *ai* zu $\bar{a}$ oder umgekehrt von $\bar{a}$ zu *ai* zu gelangen. Auf dem Wege von *ai* zu $\bar{a}^e$ mag ein $a^e e$ angebracht sein.[1] Weder $a^e e$

---

[1] Ein anderer Weg, den z. B. das Altenglische betreten, führt von *ai* über *ae* zu $\bar{a}$ und erst dann zu $\bar{a}^e$, endlich *ḕ*. Bekanntlich gibt es noch eine dritte Art der Monophthongierung von *ai,* näml. *ài, ḕ.*

noch *ae* aber scheint mir zwischen *ā* und *ā*ᵉ am Platze. *aᵉe* setzt die Erhöhung des *a*-Lauts, das Einzige, worauf es ankommt, voraus; *ae* liegt diesem Ziel noch gerade so fern wie *ā*. — Kehren wir zur Darstellung der geschichtlichen Entwicklung zurück.

Die Wandlungen der langen Vocale gingen vermuthlich in folgender Ordnung vor sich. Zuerst wurde *ḗ* zu *éi*. Darauf verwandelte sich *ȅ* in *iè*: **fȅr* aus *fĕru-* zu *fièr*, **premȅr* aus *prĭmāriu-* zu *premièr*. Etwa um dieselbe Zeit mag die Erhöhung des *ā* stattgefunden haben.

Die Tendenz zur Diphthongierung des *ȅ*[1] erhielt sich jedoch länger als die zur Erhöhung des *ā*. Da-

---

[1] Genauer: die Tendenz zur Diphthongierung eines sich dehnenden *è*-Lautes. *tiède* ist nicht aus *tēde*, sondern aus *tè‸de* zu erklären; sonst hätten ja auch *pēdre*, *mēdre* zu *piėdre, miėdre* werden müssen. Ganz ähnlich verhält es sich mit der spätern picardischen (wallonischen) Diphthongierung des *è* in urspr. Position; auch sie trifft nicht einen langen, sondern einen sich dehnenden Laut. Nur der ältesten Diphthongierung *iè* lagen urspr. Längen zu Grunde: lat. *æ*, der *i*-Umlaut aus lat. *ā*; und so setzt man auch wohl mit Recht als älteste romanische Form zu lat. *pĕde*: *pēde* und erst als zweite *pèède* an. Es leuchtet ein, dass die hier vorgetragene Auffassung zu Havets Theorie (vgl. Romania VI, 321 ff.), wonach *iè* ursprünglich ein fallender Diphthong war, wohl stimmt. Wenn aber Havet und ihm folgend Neumann (a. a. O. S. 60) diese Theorie auch auf Wörter wie *chier*, *chief* u. s. w. ausdehnen und Entwicklungsreihen wie diese: *kaaro* : *kaèro* : *ḱaèro* : *ḱeèro* u. s. w. aufstellen, so vermag ich diesem Flug nicht zu folgen und bemerke nur, dass ich mittelst derartiger Reihen jeden be-

her kommt es, das *ẹ̀* in *tẹ̀bde, pẹ̀dge*, welches noch vorhanden war, als man bereits *fièr, pièd, premièr* sowie *pèdre, frèdre* sagte, später durch Ersatzdehnung zu *iè* wurde, während in *malāde, sāde* aus *malăbde, săbde das ā* keine Verwandlung zu *ẹ̀* erfuhr. — Manchmal scheint *iè* auch durch Formübertragung entstanden: so sind *criėmbre, gièndre* wohl aus den starken Formen des Verb. finit. zu erklären.

Die Erhöhung des *ā* erfolgte durch *āᵉ* zu *ẹ̀*. Die letztere Stufe wurde vermuthlich bald erreicht. Erst als dies geschehen war, wird man in der Schrift *a* durch *e* ersetzt haben.

Auf dieser Stufe begegnete sich altrom. *ā* mit den altrom. *ẹ̀*, die der Diphthongierung entgangen waren, wie in *ẹ̀ret* wegen der Stellung im Anlaut, in *dèus* [1] *(dẹ̀-us, dẹ̀-us, dèus) Judèus, Mahèus (Matthaeus)* wegen des folgenden Vocals. Beide *ẹ̀* assonieren nunmehr zusammen und haben dieselben Schicksale.

---

liebigen Lautwandel glaubhaft machen wollte. Wie viel einfacher und einleuchtender ist da die alte Reihe: *kār : kāᵉr : k̇ēr : kyēr* u. s. w.

[1] Wie erklärt es sich, dass hier dem ersten Element eines Diphthongs für sich allein lange Dauer zukommt? Wir haben in diesem *eu* einen Diphthong besonderer Art zu erkennen. Schon Mall Comput S. 96 bezeichnet das *u* als halbvocalisch, halbconsonantisch. Daraus erklärt sich auch die gelegentliche vollständige Unterdrückung desselben: *De* statt *Deu.* Die Länge des *è* in *eu* ergibt sich schon aus der spätern Diphthongierung. In einigen Dialekten muss dieselbe ziemlich früh eingetreten sein. So setzt *iu* in *griu, Mathiu* im Comput *ieu* voraus. Vgl. auch Suchier Zeitschr. für Rom. Phil. II, 301.

Andrerseits ergiebt *è* aus *ā* mit vorschlagendem *i* ein *iè*, das mit *iè* aus altrom. *è* assoniert. Ursprünglich mögen beide Diphthonge etwas verschieden gewesen sein. Neuere Forschung macht es sehr wahrscheinlich, dass *iè* aus altrom. *è* anfänglich ein fallender Diphthong war, (vgl. S. 18 Anm.); das andere *iè* dagegen wird von Anfang an einen steigenden Diphthong gebildet haben. Wie aber **i***è* im Gemeinfranz. gar bald zu *i*è wurde, so kann umgekehrt in den Dialekten, in denen **i***è* sich länger erhielt, auch *i*è zeitweilig zum fallenden Diphthong geworden sein.

Das *a* in *ai* war natürlich kurz *(făct-, făit; plăct-, plăit* u. s. w.) und daher für die nächste Zeit vor Erhöhung geschützt: *ai* assoniert daher in den ältern Denkmälern nur mit sich selbst oder mit *ă*.

Neben das ältere *ai* (welches Böhmer und Koschwitz das jüngere nennen) hatte sich das jüngere gestellt (welches Koschwitz Ueberlieferung und Sprache S. 23 als das „erhaltene“ bezeichnet). Als *ā* im Allgemeinen zu $\bar{a}^{e}$ erhöht wurde, wurde *ām, ān* zu *aem, aen* (Eulalia 6 *maent)*, darauf zu *aim, ain*. *ae*, welches wir S. 18 als Vorstufe eines $\bar{a}^{e}$ nicht gelten liessen, erscheint hier gleichsam als Surrogat eines $\bar{a}^{e}$. Letzterem Laut widerstrebte der folgende Resonant; zwischen dieser Antipathie und der Tendenz zur Erhöhung fand also eine Art Compromiss statt, dessen Resultat *ae* war. Nur wo dem *ā* ein *i* vorschlug, liess man aus Abneigung gegen den Triphthong die Erhöhung vor einem Resonanten zu: **liyān (ligamen)* ergab **liy*$\bar{a}^{e}$*n, liièn; *chresti*^{i}*ān: *chresti*$^{i}\bar{a}^{e}$*n chrestiièn.*

Ob man dialektisch auch in diesem Fall *ae* statt *a*ᵉ gewählt, will ich nicht entscheiden. Das *-iain* statt *-ien* bei Benoit de Sainte-More (Settegast S. 28) könnte ganz wohl erst später nach Analogie von *-ain* gebildet sein; vgl. auch G. Paris Romania VII, 124.

Die kurzen Vocale — soweit sie keine Ersatzdehnung erfuhren — blieben bis zum Ausgang des elften Jahrhunderts unverändert: *ă*, *ȅ*, *ế*. Es ist klar, dass *ȅ* und *ế* unter einander nicht assonieren konnten und dass *è* sowohl den einen wie den andern kurzen Laut ausschloss.

Auf diese Weise deute ich mir die Sonderung der *e*-Assonanzen im Alexius, wo zwar keine *ế*-Tirade, aber auch keine *ế*-Reime vorkommen, und im Rolandslied. Die bisherigen Forscher haben bekanntlich in dieser Frage auf die Vocalquantität keine Rücksicht genommen. Es lässt sich jedoch mit leichter Mühe zeigen, dass man ohne dieselbe nicht auskommt.

Es sind drei verschiedene *e*-Vocale zu bestimmen. Böhmer und Koschwitz helfen sich so, dass sie neben *é* und *è* einen zwischen *è* und *a* in der Mitte liegenden Laut annehmen, den Böhmer = *e* aus lat. *a*, Koschwitz dagegen = *e* aus lat. *ĕ* in Posit. setzt. Allein, von andern Bedenken abgesehen, bleibt bei beiden die Assonanz von *eret*, *deus* u. s. w. mit *e* aus lat. *a* unerklärt. Koschwitz bemerkt zwar S. 23, dass *e* gerade vor *r* die Aussprache *è* sehr gerne annehme, aber dies gilt wohl nur von urspr. *é*, nicht von *a*ᵉ. Und warum assoniert denn z. B. *fer (ferrum)* nicht ebenfalls mit *e* aus *a*? Böhmer und Koschwitz

erklären ferner nicht, woher es komme, dass bis gegen den Ausgang des Mittelalters die beiden Laute — mit einigen später zu erwägenden Ausnahmen — im Reime auseinander gehalten werden. Da *e* aus lat. *a* im Neufr. = *é* oder *è*, *e* aus lat. *ĕ* in Pos. = *è*, so hätte nothwendig eine Epoche eintreten müssen, wo beide *e* zusammenfielen.

Lücking, der mit G. Paris *e* aus lat. *a* = *é* setzt, andrerseits aber mit Böhmer dem *e* aus *ĭ* und *ē* in Posit. gleichfalls den geschlossenen Laut zuerkennt, sucht sich auf eine eigenthümliche Art zu helfen. Zunächst behauptet er, dass Assonanzen zwischen beiden Lauten, wenn auch wenige, wirklich vorkämen. Ich muss dies auf's entschiedenste läugnen. Die von Lücking beigebrachten Beispiele werden wir später untersuchen; aber selbst wenn sie alle richtig wären, würden sie gegen uns Nichts beweisen. Sie betreffen nämlich alle ohne Ausnahme nicht das aus lat. *ĭ* und *ē* in Position, sondern das aus lat. *ĭ* und *ē* ausser Position entstandene *e*. Ferner bemerkt Lücking S. 99 Folgendes: „Dass Assonanzen dieser Art nur ausnahmsweise vorkommen, begreift sich leicht. *A* und *ĭ* bewegten sich in entgegengesetzter Richtung. Es war daher ein Zufall, dass die aus ihnen hervorgegangenen *e* zeitweise coincidierten. In der That mochten sie nie schlechthin gleich lauten. Da jedoch *ĭ* zur Zeit des Rolandsliedes und des Cumpot noch nicht bei *è* augelangt war, so beweisst die Möglichkeit solcher Reime immerhin, dass *a* bereits über *è* hinausgekommen war.“ Nach dem oben Gesagten

haben wir die „Möglichkeit solcher Reime“ zu streichen und das „nur ausnahmsweise vorkommen“ in ein „gar nicht vorkommen“ zu verwandeln. Sodann aber habe ich zu Lückings Worten Folgendes zu bemerken: S. 95 stellt er den Satz auf: „*E* aus *a* hatte in den zu litterarischer Geltung gekommenen altfranzösischen Mundarten, soweit das Zeugniss der Assonanzen und Reime reicht, nur einen Laut,“ — einen Satz, den ich für die spätere Zeit durchaus zurückweisen muss, für die Zeit vom Eulaliahymnus bis zum Rolandslied gern acceptiere. Während dieser ganzen Periode also lautete *e* aus *a* nach Lücking = *é*; *e* aus *ĭ* und *ē* in Posit. hatte gleichfalls geschlossenen Laut. Was soll also das „bewegten sich in entgegengesetzter Richtung“? Und was das „nie schlechthin gleich lauten“? In der wirklichen Sprache gibt es allerdings eine grosse Anzahl feiner Lautnüancen, welche die Schrift nicht wiedergibt. Feiner als die Schrift ist das Ohr des Dichters; aber mindestens eben so feinhörig wie der Dichter sollte der Phonetiker sein. Hier aber wird uns gelehrt, Lautnüancen, die der Phonetiker sich nicht darzustellen getraut, hätten die Dichter zwei Jahrhunderte lang im Reime auseinander gehalten. Ich sage: entweder die beiden Laute waren wesentlich von einander verschieden, dann soll man sie nicht als gleich darstellen; oder sie waren nicht wesentlich von einander verschieden, dann bleibt es unbegreiflich, dass sie nicht zusammen reimten. Ganz kürzlich hat G. Paris Rom. VII, 125 das *e* aus *ĭ* in Posit. = *i*' gesetzt. Es ist jedoch sehr unwahrschein-

lich, dass lat. *ē*, welches ja lat. *ĭ* gleich gilt, in der Position erhöht sein sollte und noch unwahrscheinlicher, dass ein Laut wie *ĭ*ᵉ sich Jahrhunderte lang erhalten hätte um dann plötzlich zu *ȅ* überzuspringen.

Wie also schon Schuchardt *e* = lat. *a* ausser Posit. aus der Länge des *a* erklärte, so haben wir die Sonderung dieses *e* von den beiden andern *e* in den Assonanzen des Roland gleichfalls mittelst der Quantität zu deuten. Und nur die verschiedene Quantität macht es begreiflich, warum *e* aus *a* und *e* aus *i* „sich in entgegengesetzter Richtung bewegten", eine Bewegung freilich, deren Resultate erst in einer folgenden Epoche zu Tage treten.

In Bezug auf die Qualität des *e* aus *a* im Alexius und Roland haben wir aber noch Einiges zu bemerken. Aus dem Vorhergehenden ergibt sich noch keineswegs mit Nothwendigkeit, dass dieses *e* damals noch offenen und nicht bereits geschlossenen Laut hatte: ein *ē*, welches weder mit *ȇ* noch mit *ȅ* assoniert, könnte sowohl *è* wie *é* lauten. Sehen wir uns Lückings Argumente für den geschlossenen Laut, soweit sie nicht die Diphthongierungstheorie voraussetzen, etwas genauer an. *eret, deus* u. s. w. vermögen nach unsrer Theorie nichts zu beweisen. Von dem Augenblick an, wo ihr *e* sich mit dem *e* aus *a* begegnete, d. h. seit letzteres zu *è* geworden war, theilt es selbstverständlich dessen Schicksale.

„Einen directen Beweis für den Lautwerth *é*" sollen jedoch Assonanzen des Alexiuslieds liefern: „*trovereiz (63e), quereiz (63d), atendeiz (110c)* asso-

nieren mit *e* aus *a*.“ G. Paris Alexius S. 51 meint zwar, in jenen Formen sei *éi* bereits in *é* (das wäre also *ẹ́*) übergegangen; allein Lücking S. 100 bemerkt mit Recht: „Die 2. Pers. d. Plur. auf *-ez* ist nicht lautgesetzlich an die Stelle der auf *-eiz* oder *-oiz* getreten, sondern durch Umbildung, wie dies für *-oiz* unmittelbar einleuchtet. Nun hat aber der orthographische Usus zu Neu- oder Umbildungen ein anderes Verhältniss als zu Lautveränderungen..... Ein Widerspruch zwischen Orthographie und Neu- oder Umbildung ist... ungewöhnlich, und die Annahme, dass der Verfasser des Alexiusliedes zwar *-eiz* geschrieben, aber *-ez* gesprochen habe, leidet mithin an Unwahrscheinlichkeit.“ Ganz recht; aber wer sagt uns, dass jener Dichter *-eiz* geschrieben habe? Besitzen wir denn etwa sein Autograph? Kann der Schreiber von L. nicht *-eiz* geschrieben und gesprochen haben, während der Dichter nur *-ez* gebrauchte. Oder ist älteres *-eiz* aller Orten gleichzeitig durch *-ez* ersetzt worden? Aber im Rolandslied finden wir ja noch wenigstens im Futurum *-eiz* und *-ez* neben einander. Hier möchte nun Lücking *-ez* in *-eiz* ändern. Er beachtet jedoch nicht, dass *-eiz* in Tiraden assoniert, welche kein einziges *e* aus *a*, *-ez* dagegen in solchen, welche sonst nur *e* aus *a* in der Assonanz aufweisen.[1] Beruht denn dies wohl auf Zufall? Nach unsrer Theorie wäre übrigens sogar dann, wenn *e* aus *a* geschlossenen Laut ge-

---

[1] Vergl. G. Paris Romania VII, 115.

habt hätte, ein Reim zwischen ihm und *ei* nicht für zulässig zu erachten: *ĕ́i* würde mit *ĕ́*, nicht jedoch mit *é* assonieren. Was die Reime *voluntaz : fidels* u. s. w. in der Passion angeht, so vgl. man das von G. Paris Romania VII, 115 Gesagte.

Principiell habe ich gegen den Lautwerth *é* für das altrom. *ā* im elften Jahrhundert keine Bedenken. Soviel ich jedoch sehe, spricht Nichts gegen *è*. Für *è* aber spricht die Wahrscheinlichkeit, dass die Verwandlung von *è* zu *é* nicht früher erfolgt sein werde als die von *ĕ́* zu *ĕ̀* Auch scheinen einige Reime des zwölften Jahrhunderts für das elfte den Lautwerth *è* = altrom. *ā* vorauszusetzen, vgl. S. 38 dieser Schrift.

Ein paar Schwierigkeiten in Betreff der Roland-Assonanzen sind noch kurz zu erörtern. In der einzigen *ĕ́*-Tirade, die das Epos enthält, begegnen ausser Wörtern, deren *ĕ́* unzweifelhaft auf lat. *ĭ* in Posit. beruht, die beiden Wörter *regrette* und *Tulete.* Beide Formen hat Böhmer, der ja auch das Verdienst beanspruchen kann, die betreffende Tirade und damit eine wichtige Thatsache der Lautgeschichte entdeckt zu haben, RS III, 356 ff. richtig erklärt. Darnach kann es nicht zweifelhaft sein, dass *regrette* (statt *reguerte* aus *requĭritat*) kurzes *é* hat. Dass aber das *é* in *Tulete* ebenfalls kurz und die folgende Consonanz als lang zu fassen (folglich als Grundform **Tolĕttum* statt *Tolētum* anzusetzen) ist, ergibt sich sowohl daraus, dass lat. *ē* nicht zu *ei,* wie daraus, dass *t* nicht zu *d* geworden ist. Eine Assonanz *Tulĕ́ide*

wäre an sich in einer ĕ́-Tirade nicht auffallend; es scheint jedoch umgekehrt in sämmtlichen *ĕ́i*-Tiraden kein ĕ́-Reim vorzukommen; denn *conseil* lässt jedenfalls eine zweifache Deutung zu: *cunsĕ́ly* und *cunsĕ́ily* vgl. auch die Ausführung über *ail, eil* bei Neumann a. a. O. S. 30 ff.

Und nun *ai* in è-Tiraden. Bereits i. J. 1875 hat Suchier (Jen. Ltzg. S. 707,2) die Ansicht aufgestellt, dass der Uebergang von *ai* zu *è* durch *èi* erfolgt sei, und Lücking hat neuerdings diese Ansicht durch neue Gründe gestützt. Die Geschichte der Orthographie, die während einer bestimmten Periode zwischen *ai, ei, e* schwankt, in Verbindung mit der Geschichte des Reims lassen diese in physiologischer Hinsicht so annehmbare Erklärung als die einzig richtige erscheinen. Demnach ist *è* aus *ai* durch allmähliche wechselseitige Assimilierung der Elemente dieses Diphthongs entstanden. Zuerst assimiliert *a* sich dem *i*, es entsteht *èi*; darauf *i* dem *è*, es entsteht *è*.

Im ältern Alexiuslied sowie im Charlemagne reimt *ăi* nur mit sich selbst oder mit *ă*. In denjenigen Gedichten, wo *ai* mit *è* assoniert — wie im Rolandslied, in Alexis II u. s. w. — haben wir demnach *ai* nicht etwa als *è*, sondern als *ĕ̀i* zu fassen.[1] Es ist wahrscheinlich, dass die Entwicklung des Diphthongs nicht überall im gleichen Tempo sich vollzogen habe.

[1] Dass diese Auffassung die einzig mögliche, wird uns die spätere Geschichte des Diphthongs lehren.

III.

Im Laufe des zwölften Jahrhunderts wiederholt sich derselbe Process, der bereits in vorromanischer Zeit stattgefunden hatte: die langen *è* werden zu *é*, die kurzen *é* werden zu *è*.

Im selben Jahrhundert wird die Monophthongierung von *ai* vollzogen: *èi* zu *è*.

Der Uebergang des *ĕ́* zu *ĕ̀* fand nach Lücking S. 95 in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts statt, — wie er vorsichtig hinzusetzt: „wenigstens in der franz. Mundart". Es ist in der That wahrscheinlich, dass dies in einer Gegend früher geschehen sein werde als in der andern. An einigen Punkten muss der Uebergang spätestens um 1100 sich vollzogen haben. Der Dichter des Brandan macht bereits zwischen *e* = lat. *ĭ* und *e* = lat. *ĕ* in Pos. keinen Unterschied mehr. Er reimt 405 *mes* Bote und 701 *mes* Speise mit dem Pron. *les*, das doch nur offenes *e* gehabt haben kann; 1235 *destre: senestre.* In letzterem Wort erkennt freilich Böhmer RS III, 364 Anm. eine alte Ausnahme, die Linke habe sich der Rechten fügen müssen. Es ist jedoch misslich, derartige Anlehnungen, die auf verschiedenen roman. Gebieten selbständig vollzogen sein können, ohne Weiteres in die roman. Ursprache zu verlegen, und was das Altfranz. angeht, so fehlt m. W. jeder Beweis dafür, dass *senestre* eine alte Ausnahme bilde, dass man beispielsweise schon im elften Jahrhundert *senèstre* gesprochen habe. Wenn ferner Böhmer a.

a. O. umgekehrt behauptet, *praestus* habe sich zu den Wörtern mit *é* geschlagen und sich dafür auf Reime wie *prestes: saietes* Troie 7839 stützt, so beweisen mir solche Reime nur, dass die Zeit, der sie angehören, die beiden *ĕ* nicht mehr unterschied. Hätte aber *praestus* wirklich *prĕ́st* ergeben, so würde der im Brandan viermal vorkommende Reim von *prest* mit *est* (725. 1139. 1745. 1765) einen neuen Beweis für die frühzeitige Gleichsetzung der beiden *ĕ* abgeben. Brandan 869 ist *cerne,* das urspr. doch *cĕ́rne* gelautet haben muss, mit *verne* gebunden, welches Roland 2632 in *ĕ̀*-Assonanz steht und daher nicht von *ver* herzuleiten ist (vgl. Böhmer a. a. O.); 1729 *juvenceals : eals.* Auch dem Dichter des Comput galt vermuthlich älteres *ĕ́* bereits = *ĕ̀*. Es fehlt in dieser Dichtung zwar an Reimen, welche dies direct beweisen — kein Wunder, wenn man bedenkt, dass die Zahl der *ĕ́*-Reime eine wenig zahlreiche ist und dass der sich oft wiederholende Verfasser aus ihnen nur die auf *-ete* am Versende verwendet[1], während Wörter auf urspr. *-ĕ̀te* in seinen Reimen überhaupt nicht vorkommen. Der Reim *hiver:ver* 1917 macht es aber wahrscheinlich, dass Philipp *ĕ́* bereits wie *ĕ̀* sprach. Die Kürzung des ursprünglichen *e* in *vḗr*, dessen legitimer Spross *véir* unserm Dichter nicht unbekannt war (vgl. V. 2356), vermag ich zwar nicht zu erklären. Jedenfalls aber scheint es mir misslich, mit Lücking (S. 93) *ver* einfach als Lehnwort ab-

[1] Der Reim *marchelz:icelz* wird von G. Paris a. a. O. mit Recht beseitigt.

zufertigen; da Philipp, wie andere altfranz. Dichter, das lat. *e* in Lehnwörtern wie franz. *e* aus *a* zu behandeln pflegt, vgl. Mall. S. 54. Somit muss man *vḗr* wohl für eine dialektische Form neben *véir* gelten lassen; Philipp aber sprach bereits *vḕr*.

Wenn nun *els* aus *ills* zu *eus* und nicht, wie *els* aus *ells* zu *eaus* überging (vgl. Koschwitz Ueberl. S. 22), so beweist dies, dass die Vocalisirung des *l* im Ganzen früher stattgefunden haben muss als die Gleichsetzung von *ẹ́* und *ę̀* und daher im Ganzen auch gewiss zu einer frühern Zeit als die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Reim und Schreibung in *juvenceals : eals* Brandan 1729 [1] bekunden jedoch, dass jene Reihenfolge nicht überall eingehalten wurde. Wenn aber *els* aus *als* zu *eus* wird, so beweist dies nichts für die Qualität des Vocals; denn nach langen Vocalen erzeugen Consonanzen mit dunkelm Timbre überhaupt kein nachhallendes *a* (oder *o*), wie uns das Altenglische, wo die betreffende Erscheinung am weitesten um sich gegriffen hat, lehren kann.

Der Uebergang von *ę̀* (altrom. *ā*) zu *ẹ́* lässt sich nur dadurch erweisen, dass der betreffende Laut von dem Reime mit dem *ę̀* aus *ai* ausgeschlossen ist.

Es fragt sich also zunächst: um welche Zeit fand die Monophthongierung von *ę̀i* aus *ai* statt?

Lücking meint, in Crestien de Troies sei *ai* im Ganzen noch nicht bei dem Lautwerth *ę̀* angelangt, vgl. 116 f. Der Grund jedoch, worauf seine Meinung

[1] Ebenso pic. *iaus*, wall. *eaz*, vgl. Suchier Zeitschrift für rom. Phil. II, 275.

sich stützt, können wir von unserm Standpunkt aus unmöglich gelten lassen. Es ist nl. dieser: von einer, gleich zu besprechenden Gruppe von Fällen abgesehen, reimt *ai* bei Crestien nicht mit *è* = lat. *ĕ* oder *ĭ* in Posit. Aber wie sollte denn *ẹ̀* mit *ę̆* reimen? Wenn Lücking seine eingehenden und fruchtbaren Untersuchungen weiter ausgedehnt hätte, so würde er gefunden haben, dass bei den Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts der Reim *ai*:*ę̆* ebenso wenig vorkommt wie bei Crestien. Vor dem vierzehnten Jahrhundert findet der betreffende Reim — immer von jener einen Gruppe von Ausnahmen abgesehen — bei genau reimenden Dichtern nicht statt. In assonierenden Gedichten kommt er bekanntlich vor: solche Bindung deutet allemal auf den Lautwerth *ę̆i* für *ai* hin, auch wenn der Schreiber *e* gesetzt haben sollte.

Es wird gut sein, wenn wir zunächst den angedeuteten Kreis von Ausnahmen umschreiben. Im Fall romanischer Position ergibt die Monophthongierung von *ai* nicht *ẹ̀*, sondern *ę̆*. Romanische Position wird bekanntlich niemals durch Ausfall eines Vocals in letzter Silbe, sondern stets durch Synkope des Vocals der vorletzten Silbe hervorgerufen. In *aimt, paist* neben *aim*, *pais* ist ebensowenig Position zu erkennen wie in *fiers* neben *fier*, *tels* neben *tel*; dagegen in *anme*, *paistre* u. s. w. Der Vocal der letzten Silbe schwand erst, als die Quantität des Tonvocals sich bereits festgesetzt hatte, der Vocal in vorletzter Silbe zu einer Zeit, als diese Quantität der

Bestimmung noch fähig war. Weil nun in rom. wie in lat. Position der einfache Vocal kurz (geworden oder geblieben) war, so mussten die Fälle, wo ein Diphthong in rom. Position stand, sich — soweit es anging — der allgemeinen Regel fügen. *ai* bereitete hierbei keine Schwierigkeit: *ăirme* wurde zu *ărme*[1] und *ĕirme* zu *ĕrme*, *pĕistre* zu *pĕstre*, *mĕistre* zu *mĕstre* u. s. w. Diese Ausstossung des *i* aus *èi* in Position fand vermuthlich früher statt als die Assimilierung des *i* an *è* ausserhalb der Position. Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts wird man schwerlich irgendwo *ai* als *è* gesprochen haben; der zweite Alexiusdichter sprach ja nachweislich noch *ĕi*. Wenn nun im Comput, im Bestiaire, im Brandan *ai* ausserhalb der Position nicht mit *ĕ* gebunden wird, so liegt das daran, dass eine Bindung wie z. B. *fĕire*: *tĕrre* zwar den Bedürfnissen der Assonanz genügt, nicht aber den strengern Anforderungen des Reims, welche die Verfasser jener Werke an sich stellen und annähernd auch befriedigen. Dass aber *ai* in Position bereits wie *ĕ* lautete, ergibt sich aus Reimen wie: Comput 485 *Silvestre:maistre,* 1427.1775 *beste: paistre* (vgl. Mall Einl. S. 59), Bestiaire S. 84 *beste: paistre*, S. 93 *beste:maistre,* S. 98 *tempestes:maistres,*

[1] Es ist zwar denkbar, dass *larme* erst aus *lerme* hervorgegangen wäre, jedoch wenig wahrscheinlich. Der Dichter des Alexis I sprach vermuthlich nach *lăirme*; der des Charlemagne, der jedenfalls einer späteren Zeit angehört, gleichwohl aber den Uebergang von *ai* zu *èi* nicht kennt, hat wohl schon *lărme* gesprochen.

S. 112 *estre:maistre,* Brandan 891 *termes:lermes.* Solche Reime begegnen auch im Chevalier au L. (2701 *termes: lermes,* 2871 *fenestre:repestre,* 5209 *mestre:estre)* und sind im zwölften und dreizehnten Jahrhundert überhaupt nicht selten. Dagegen wird man bei consonantisch reimenden Dichtern dieser Zeit Bindungen wie *plèst (plaist):èst* oder *pèst (paist): èst* oder *fère (faire): tèrre* vergeblich suchen. In assonierender Poesie kommen sie, wie gesagt, nur scheinbar vor (*ai* = *èi* zu fassen).

Der Zeitpunkt, wann die Monophthongierung von *ai* eingetreten, wird sich also aus den Reimen altfranz. Dichter nicht bestimmen lassen. Ob vielleicht aus den Assonanzen? Im Gegensatz zu der herrschenden Meinung haben wir gefunden, dass der Lautwerth *è* für *ai* die Assonanz auf *è* ausschliesst. Dürfen wir daher für solche Chansons de Geste, in denen *ai* weder mit *a* noch mit *è* assoniert, *ai* = *è* setzen? Jeder, der die in Betracht kommenden Verhältnisse einigermassen überschaut und eine Vorstellung hat von der Art, wie jene Dichtungen entstanden und wie sie uns überliefert sind, wird leicht einsehen, wie viele günstige Bedingungen zusammentreffen müssen, um einen sichern Schluss dieser Art zu ermöglichen.

Der Zeitpunkt der Monophthongierung von *ai* wird sich dagegen aus einem umfassenden und genauen Studium der Orthographie der Handschriften wenigstens annähernd erschliessen lassen. Wer *e* für *ai* setzt, spricht selbstverständlich keinen Diph-

thong mehr. Leider gilt der umgekehrte Schluss nicht; niemals war die Schreibung *e* für das monophthongierte *ai* absolut und für alle Fälle durchgeführt, und seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts machte sich sogar eine entschiedene Reaction zu Gunsten der Schreibung *ai* geltend. Diese Reaction aber deutet darauf hin, dass man das Bedürfniss, einen Diphthong von einem Monophthong zu unterscheiden, gar nicht mehr empfand, wohl aber das Bedürfniss *ẹ* von *ẹ̆* zu sondern. Die Aussprache *ẹ* für *ai* muss daher damals gründlich befestigt, gleichsam selbstverständlich gewesen sein.

Hiernach war die Monophthongierung des *ai* vor 1250 ohne Zweifel perfect. Ich glaube aber, dass dasselbe schon vor 1200 der Fall war.

Ueber die orthographische Behandlung des *ai* in der von Holland edierten Hs. des Chevalier au Lyon äussert Lücking S. 116 f. sich in eingehender Weise.

Zufällig hatte ich denselben Text auf diese Frage hin geprüft. Das Resultat lässt sich übersichtlich so darstellen: 1. in geschlossener Silbe steht *e*; 2. im Wortauslaut *ai*; 3. in offener inlautender Silbe *ai*, *ei*, *e*, gewöhnlich *ei*. Von 1. gibt es nur eine durchgängige Ausnahme, nl. *ait* (habeat), welches ohne Zweifel nach Analogie von *ai* (habeo) und *aie* (habeam), mit *ai* geschrieben wird. Durch Angleichung an *ait* steht dann im Reime auf dieses Wort 1744 *plait* statt des sonstigen *plet*, ebenso 2860 *fait* statt des sonstigen *fet*; umgekehrt 3554. 3590.

6198 *et* für *ait* im Reim: *mesfet, forfet, tret.* Ausserdem findet sich 5027 *eslais:tais.* — Eine bloss scheinbare Ausnahme bilden z. B. 2245 *s'antresleissent:beissent*, denn *ss* bezeichnet hier tonlose kurze Spirans *ei* steht folglich im Silbenauslaut.

Die merkwürdige Consequenz, die wir unter 1. beobachtet haben, wird man doch schwerlich auf Rechnung des Schreibers setzen; zumal wenn man die Inconsequenz bei 3. dagegen hält. Ich zweifle nicht, dass Crestien — mit Ausnahme von *ait* — den alten Diphthong *ai* in geschlossener Silbe in der Regel durch *e* dargestellt und folglich dass er ihn = *è* gesprochen haben wird.

Ebensowenig ist daran zu zweifeln, dass Crestien im Auslaut *ai* schrieb. Daraus folgt jedoch keineswegs, dass er hier einen Diphthong gesprochen habe. Die Orthographie hat bekanntlich ihre Launen, und so begreift man leicht, warum man z. B. nicht gern *e* statt *ai* (habeo) schrieb. Einige, wie Crestien, dehnten diese Antipathie auf das zweite Compositionsglied im Futur aus, Andere nicht: daher im Futur gelegentlich *-e* (6573 f.) neben vorherrschendem *-ai.* Bedenkt man, welch ein grosses Contingent zu den Wörtern auf *-ai* die Futuren in der ersten Pers. Sing. stellen und wie oft das Verbum substantivum vorkommt, so macht blosse Analogie es erklärlich, warum man die Perfectendung *-ai (-avi)* und auch die wenigen Substantiva auf *-ai* in alter Weise zu schreiben fortfuhr. Da Crestien *fèt, plèt* sprach, hat er — wie der Reim beweist — auch

èt (habeat) gesprochen, obwohl er hier *ait* schrieb. Wenn er aber *ait* = *èt* sprach, so wird er auch *ai* (habeo) = *è* gesprochen haben. Irgend ein Grund, wesshalb die Monophthongierung dort früher stattgefunden haben sollte als hier, ist nicht ersichtlich.

In offener inlautender Silbe wird Crestiens Schreibung vermuthlich geschwankt haben, wenn auch nicht in dem Masse wie die der Hs. Da der Dichter jedoch hier wie sonst älterm Schreibgebrauch folgen konnte, so ist ein Schluss auf seine Aussprache nicht ohne Weiteres zulässig, wenn es auch sicher scheint, dass die Monophthongierung in offener inlautender Silbe sich später vollzog als in geschlossener Silbe oder im Wortauslaut (vgl. auch Lücking a. a. O.).

Das Resultat ist demnach: Crestien hat *ai* in geschlossener Silbe gewiss, im Auslaut höchst wahrscheinlich, in offener inlautender Silbe vielleicht monophthongisch gesprochen. (Von *ai* vor Resonant ist hier überall nicht die Rede.)

Da nun in keinem dieser Fälle *ai* mit *e* aus *a* reimt, so ergiebt sich, dass letzteres bei Crestien nicht mehr = *è*, sondern = *é* lautete.

Gibt es aber in andern Dichtungen keine Beispiele solcher Bindung? An sich wäre es nicht undenkbar, dass z. B. zwischen 1100 und 1160 für gewisse Districte ein Moment eingetreten, wo *ai* bereits in vielen Fällen zu *è* geworden, *è* aus *ā* noch nicht zu *é* erhöht war. Entschieden bejahen kann ich die Frage bis jetzt nicht. Brandan 497 steht *air : clair* Klarheit, Helle; allein der Dichter dieser Legende

sprach gewiss noch *ěir,* nicht *ĕr*, und daher wird *clair* nicht als das substantivierte *cler* zu fassen sein (welches adjectivisch wie adverbial stets mit *e* geschrieben wird, *clere : frere, cler : mer),* sondern gleichwie *esclair* von *(es)clairet, *(ex)claricat,* hergeleitet werden müssen. Es fehlt im Altfr. bekanntlich nicht an Wörtern, welche Doppelformen mit *ai* und *e* zeigen. Dabei handelt es sich entweder — wie im obigen Beispiel — um verschiedenen Ursprung, also thatsächlich nicht bloss um verschiedene Lautformen, sondern um verschiedene Wörter;[1] oder es handelt sich um selbständige Entwicklung aus derselben Wortform, wie bei *laire* (z. B. Raoul de Cambai S. 41) neben *lere*, indem *latro* dialektisch *laire* ergab, während die gemeinfranz. Entwicklung über *ladre ledre* führt; oder endlich ist Anlehnung, Formübertragung anzunehmen. Chev. au L. 809 lesen wir bei Holland *remeise (remansa) : breise,* bei Keller (Romv. S. 542) *remese : brese.* Denselben Reim finden wir u. a. noch im vierzehnten Jahrhundert bei G. Guiart, Branche des royaux Lignages 573. Es scheint, dass durch Anlehnung an *remaindre* das betonte *e* in *remes* zur Zeit, wo es noch wie *ė* lautete, dialektisch diphthongiert worden ist. Man bedenke, dass ein Particip auf *-ės* zu einem Inf. auf *-aindre* eine ungewöhnliche Erscheinung bildete. Die Analogie von *plaindre* bot *-aint,* das gar zu weit ablag, die Analogie von *fraindre* aber *-ait,* das zur

---

[1] So auch *irais(t)* = **irascitus* neben *irié (iratus).* Vgl. *ireist* im Jonasfragment, *irais* Raoul de C. S. 101.

Zeit, wo die *ẹ̀*-Tiraden des Rolandslieds entstanden, *-ẹ̀it* lautete. Es wäre nicht auffallend, wenn man zu jener Zeit neben *mès* ein *mèis* gebildet hätte; eher hätte man sich darüber zu wundern, dass die neue Form der alten und regelrechten gegenüber keine weitere Verbreitung fand.

Raoul de Cambrai S. 234 steht *membres* in *ai*-Assonanz; in derselben Tirade jedoch assoniert *mes* Bote und *demanois*, also *demaneis;* so dass hier augenscheinlich eine Aufgabe für die Textkritik, weniger für Phonetik oder Etymologie vorliegt. Im Gegensatz zu dieser Strophe steht S. 285 *repaire* in *a.e*-Assonanz, ein andermal *ja* in *ai*-Assonanz. Nicht selten bekanntlich finden sich in den überlieferten Texten der Chansons de Geste Strophen und Strophentheile verschiedener Provenienz gemischt, vgl. z. B. Charrois de Nymes 167 ff. Die Kritik hat ihre Arbeit auf diesem Gebiet noch kaum begonnen.

Wenn aber Amis et Amiles 3327. 3338 in einer Tirade, welche sonst nur in *e* aus *a* assoniert, zweimal *dire* = *dirai* vorkommt (vgl. Lücking S. 111), so scheint allerdings die Annahme zulässig, der Dichter dieser Strophe habe *e* aus *a* noch wie *ẹ̀*, *ai* in *dirai* bereits wie *ẹ̀* gesprochen. Jedenfalls dürfte solche Erklärung den Vorzug verdienen vor der von Lücking S. 105 ff. versuchten.[1]

[1] Wenn G. Paris Romania V, 494 ähnliche Reime in der *Vie des Pères* richtig deutet, so lässt sich doch dieselbe Deutung auf Amis u. Amiles unmöglich anwenden.

Von der Regel, wonach *è* aus altrom. *ā* im zwölften Jahrhundert zu *é* wurde, dürften zwei Wortgruppen auszunehmen sein: unzweifelhaft die, in denen *è* vor einem Resonanten (*-ien*), wahrscheinlich die, in denen es vor *l* stand. Den erstern Fall brauchen wir hier nicht weiter zu berücksichtigen. Ueber den zweiten ein paar Worte.

Im vierzehnten Jahrhundert hatten, wie wir sehen werden, Wörter wie *tel*, *mortel*, *ostel* u. s. w. nachweislich offenen *e*-Laut, während im Ganzen *e* aus *a* auch damals wie *é* gelautet haben muss. Ist es nun auch nicht unmöglich, dass hier eine nachträgliche Senkung des geschlossenen Lauts unter dem Einfluss des *l* vorliegt, so wird man doch mit mehr Wahrscheinlichkeit annehmen, dass folgendes *l* im zwölften Jahrhundert *è* vor der Erhöhung zu *é* geschützt habe. Aus den Reimen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts lässt sich so wenig das Für als das Wider unsrer Ansicht belegen, weil es eben keine Wörter auf *-el*, *-ele* aus *-ail*, *-aile* gibt.[1] Stehen aber Formen wie *tes* (= *tels*), *mortes* (= *mortels*) im Reime auf *abes*, *clartez* u. s. w., so ist zu bedenken, dass nach der Auflösung des *l* Wörter wie *teus tes*, *morteus mortes* nicht anders behandelt werden konnten als *deus des*. Die assonierenden Gedichte freilich scheinen unsrer Ansicht zu widersprechen. Ich zweifle, ob es darunter auch nur ein einziges gibt, in denen *e* aus *a* vor *l* (ohne flexiv. *s*) von

[1] *aile* (ala) ist bekanntlich spätere etymologisierende Schreibung für *ele*.

sonstigem *e* aus *a* durchgängig gesondert würde; in denjenigen Dichtungen, die ich darauf hin geprüft habe, war dies wenigstens nicht der Fall. Es ist jedoch zu erwägen, dass es sich hier nur um einen ganz kurzen Zeitraum handeln kann; denn dasselbe Jahrhundert, in dem *è* zu *é* wurde, sah im Nationalepos die Assonanz durch den Reim verdrängen. Auch darf man nicht vergessen, dass keine Art von Dichtern dermassen unter dem Einfluss der Tradition stand wie diejenigen, welche die volksthümliche Epik entwickelten und fortpflanzten: so wird es denkbar, dass auch solche Jongleurs, welche *amer*, *clarte* u. s. w. bereits mit geschlossenem. *tel, autel* dagegen mit offenem *e*-Laut sprachen, Wörter beider Gruppen in derselben Tirade zu binden eine Weile lang fortfuhren. Auffallend sind übrigens derartige Assonanzen nur dort, wo durchgängige Sonderung des *ai* sowohl von *a* wie von *e* aus *a* und von *e* = lat. *ĕ* in Posit. für *ai* den Lautwerth *è*, für *e* aus *a* den Lautwerth *é* zu bezeugen scheint.

Zur selben Zeit, wo *è* aus *ā* zu *é* wurde, wird *iè* zu *ié* geworden sein. Oder sollte man zwar *criér*, jedoch *priièr (proiièr)*, zwar *bachelér, pilér (*pīlāre)*, jedoch *bachelièr, pilièr (*pīlārium)* gesprochen haben? Wenn *iè* zu *ié* wurde, so erklärt sich auch, dass es bei anglonorm. Assimilation *éé* ergab und so seit etwa 1170 in England mit *é* aus *ā* zusammenfiel, vgl. Suchier Seint Auban S. 3. Auch bei *iè* aber wird folgendes *l* (sowie selbstverständlich *n*) den offenen Laut des *e* geschützt haben: *fièl, mièl.*

Stellen wir die Resultate der letzten Erörterungen kurz zusammen. Im letzten Drittel des zwölften sowie im dreizehnten Jahrhundert war:

altrom. *ā* = *ḗ*.	altrom. *'ān* } = *ièn*.
*altrom. *āl* = *ḕl*.	altrom. *ĕ̀n* }
altrom. *'ā* } = *ié*.	altes *ai* = *ḕ* (in Pos. = *ĕ̀*).
altrom. *ĕ̀* }	altrom. *ĕ̀* } = *ĕ̀*.
*altrom. *'āl* } = *ièl*.	altrom. *ĕ́* }
*altrom. *ĕ̀l* }	

Mit einem * habe ich die Gleichungen bezeichnet, die mir zwar sehr wahrscheinlich, jedoch nicht absolut sicher sind.

IV.

Gegen den Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts beginnt das kurze *è* in zahlreichen Fällen sich auf Kosten der folgenden Consonanz zu verlängern. Einfache, aber lange Consonanz im Auslaut wurde kurz. Hatte man früher *ferr*, *bell* gesprochen, so sagte man jetzt *fer*, *bel*, ähnlich wie es lat. *mel*, *fel* trotz des gen. *mellis*, *fellis* hiess. Und wie beim Anfang der rom. Entwicklung *mĕl*, *fĕl* zu *mēl*, *fēl* geworden waren, so mussten jetzt Formen wie *fḕr*, *bḕl* u. s. w. entstehen. Die Kürzung langer Consonanz im Inlaut ging, wie es scheint, mehr allmählich vor sich und wurde vermuthlich auch nicht überall durchgeführt. In einigen Fällen mag ein gewisses Schwanken stattgefunden haben, welches dann später mit dem Sieg

der langen Consonanz endigte, und dieser Sieg hatte gelegentlich sogar zur Folge, dass ähnliche, aber ursprünglich kurze Consonanz im Neufranz. verlängert, der davor stehende ursprünglich lange Vocal gekürzt wurde. Nur die genaueste Einzelforschung wird hier zu einem vollständig befriedigenden Resultat führen. Im Folgenden muss ich mich auf einige Andeutungen beschränken. Es unterliegt keinem Zweifel, dass wie *bȇl* zu *bĕl* recht bald auch *bȇlle* zu *bĕle*, *nouvȇlle* zu *nouvĕle* u. s. w. wurde. Ebenso wurde, wohl um dieselbe Zeit, langes inlautendes *r* gekürzt: *quȇrre* zu *quĕre*, *tȇrre* zu *tĕre* u. s. w. Dasselbe vermuthe ich in Betreff des *t*: *dȇtte* (aus älterm *dȇtte* und dieses aus *déb(i)tum)* wird zu *dĕte*, *nonnȇtte* zu *nonnĕte* geworden sein — trotzdem das Neufranzösische zu widersprechen scheint. Etwas anders steht die Sache in Betreff des tonlosen *s* (*ss*, *ç*). Langes tonloses *s*, mochte es nun auf lat. *ss* beruhen oder aus *c* (*i*, *e*) *t* (*i*, *e*) durch Vermittlung von (*ky*), *ty*, *tsh*, *ts* hervorgegangen sein, wurde nicht entschieden gekürzt; ebenso wenig aber behauptete der Consonant constant seine Länge. Vielmehr scheint die Quantität der Consonanz und im umgekehrten Verhältniss die des vorhergehenden Vocals geschwankt zu haben. Der Eine mochte *tristȇsse*, der Andere *tristȇce* sprechen, ja ein und dasselbe Organ bald der einen, bald der andern Aussprache sich zuneigen. Vergleichen wir aber das Neufranzösische sowie die Behandlung französischer Wörter im Mittelenglischen, so wird es wahrscheinlich, dass man in der Substantivendung

-esse (= *-itia*) mehr zur Consonanzlänge und Vocalkürze, in den starken Formen von Verben auf *-esser* mehr zum umgekehrten Verhältniss incliniert habe.

Vor mehrfacher Consonanz hing die Verlängerung des Vocals mit der Verstummung eines der Consonanten zusammen, wie des *s* in *st*. Doch wird die Neigung zur Production des Vocals sich vielfach noch vor dem vollständigen Schwund des betreffenden Mitlauters geltend gemacht haben.

Auf diese Weise deute ich mir eine Anzahl Reime, welche der Poesie des vierzehnten Jahrhunderts geläufig sind, während die vorhergehende Zeit sie nicht kennt.

EL aus *AL* und *EL* aus *ELL*, *ILL* reimten in der ältern Zeit nicht, weil ersteres langes, letzteres kurzes *è* enthielt. Im vierzehnten Jahrhundert, wo *ĕl* zu *èl* geworden, war das Hinderniss gehoben und beide Gruppen reimen daher oft genug, wenn auch bei einzelnen Dichtern die Macht der Tradition[1] sie auseinander hält. Auf eine briefliche Anfrage an meinen Freund H. Suchier, bei welchem franz. Dichter ihm zuerst derartige Reime aufgestossen seien, nannte er mir Guillaume Guiart, dessen Branche des royaux lignages in die ersten Jahre des vierzehnten Jahrhunderts fällt. Guiard bindet Prol. 183 *queles : nouveles*,

[1] Besonders bei mittelmässigen Dichtern, aber auch zuweilen bei bedeutenden lässt sich beobachten, wie die Gewohnheit, auf ein bestimmtes Reimwort ein bestimmtes anderes (oder doch eins aus einem bestimmten Kreise) folgen zu lassen, sie vollkommen beherrscht.

Branche 1825 *chastel : tel*, 3237 *tele : bele*, 7203 *el* (aliud) *: mangonnel*, 7590 *tel : Martel*, 7781 *pucele : quele* u. s. w. In Brun de la Montaigne kommen drei Tiraden auf *-el*, eine auf *-elle* vor. Unter jenen enthalten zwei je ein Reimwort, dessen *EL* auf *AL* beruht: 393 *Noel*, 1621 *el* (*manel* 1625 setzt wohl **manellus* voraus). Häufiger finden sich derartige Reimwörter in den *el-* und *elle-*Tiraden des Romans von Bauduin de Sebourc: II, 815 *royele*; III, 655. 664 *loiel*, 656 *estel* (= *ostel*), 662 *royel*; vgl. ferner VI, 471. 477; VIII, 994; IX, 121. 138 u. s. w. Aus Eustache Deschamps ed. Tarbé habe ich mir notiert: I S. 11 *hostel : costel* (vgl. II S. 41), II S. 41 *sel : vaissel*, I S. 117 *crueles*[1] *: belles*. Froissart bindet III S. 73, 679 *ruissel : leel*, S. 180, 16 ff. *belle : damoiselle : leelle* u. s. w. In Alexis IV, 97 lauten die Reime: *vessel, charnel, pel, ostel.*

So lange $\bar{e}$ seine Quantität behielt, liess es sich mit $\grave{e}$ aus *ai* nicht binden. Im vierzehnten Jahrhundert aber dürfen wir Reime zwischen $\grave{e}$ aus $\bar{\grave{e}}$ und $\grave{e}$ aus *ai* erwarten. Bei Guiard sind sie selten; doch reimt er z. B. 4983 *empressent : lessent*. In Brun de la M. kommt kein solcher Reim vor; wie ich glaube, auch nicht in Bauduin de S. Der Tiraden, in denen er hätte Platz finden können, sind aber auch in beiden Dichtungen wenige. Unmöglich ist er z. B. in Tiraden

---

[1] *cruel* wird gegenwärtig bekanntlich von **crudalis* hergeleitet; jedenfalls reimt es in der ältern Zeit mit Wörtern auf *EL* = *AL*.

auf *-el*, *-ele*, da es ein *EL* aus *AIL* nicht gibt; ebenso in solchen auf *-ai*, da es ein *è* im Auslaut nie gegeben hat. So finden sich in Brun nur zwei nicht lange Tiraden, wo der Reim zwischen früherem *ĕ* und älterm *ai* möglich gewesen wäre: eine auf *ais* (LXII) und eine auf *aire* (XLIV). Bedenkt man, dass die klerikalen Bearbeiter der Chansons de Geste der Herrschaft der Tradition nicht weniger unterlagen als ihre Vorgänger, die Spielleute, so wird man die Abwesenheit der erwarteten Bindungen in Brun leicht begreiflich finden. Vgl. auch S. 46. Recht häufig sind sie dagegen bei Eustache Deschamps: *sept : plet* (placitum) I S. 12 (ed. Tarbé); *favoureuset : plet* S. 163; *anglet* (Dimin. v. *angle*) *: fait* (facit) S. 38, die zweite Strophe desselben (durchgereimten) Gedichts hat an entsprechender Stelle *met : entremet*, die dritte *forfet* Pc. *: fet* (factum); *blondelet : fet* (facit) S. 163; *faicte : debte* I S. 16. 103; *parfecte : debte* S. 102; *aguette : debte* S. 103; *hette (= haite) : gaiette : amourette* II S. 8; *exces : fes* (facta) I S. 18; *james : proces* II S. 14; *lesse* (laxat) *: oppresse : (se) courresse* I S. 101; *lesse* (laxat) *: messe : presse*, *laisse : lesse* Subst. *: cresse*, *laisse : destresse : cesse* S. 191, *laisse : presse* S. 192; *delesse : prouesse : largesse : forteresse* S. 102 u. s. w. Da *è* aus *ei* dem *è* aus *ai* gleich zu achten, darf man auch *guerre : voirre* (statt *verre*) I S. 14 und Aehnliches hierher ziehen. Auch bei Froissart kommen derartige Reime in grosser Anzahl vor; ich beschränke mich auf wenige Beispiele: III S. 106, 34 *parfet : net : signet*; S. 133, 1205 *effect : fait*;

S. 223 f. *basset : osset : souhet ;* S. 71, 603 *mes (= mais) : entremes,* vgl. S. 195, 1889 u. S. 217, 2; S. 171, 14 *entremes : fais ;* S. 171, 22 *aigneles : fais ;* S. 104, 4 *plaist : prest,* 9 *plaist : est ;* S. 162, 1 *repaist : plaist : prest,* 9 *repaist : arrest* u. s. w..

An Reime wie *air : fer*, *faire : terre* scheint man sich noch nicht recht gewagt zu haben. Schwerlich wird man dies dadurch erklären wollen, dass man im vierzehnten Jahrhundert noch *fèrr, tèrre,* nicht *fèr, tère* gesprochen habe. Wenn irgendwo, so wäre frühzeitige Verlängerung des Vocals gerade hier zu erwarten. Es bleiben also wohl nur folgende Erklärungen übrig: entweder *ai* vor *r* lautete im vierzehnten Jahrhundert nicht mehr *è*, sondern *é* oder es liegt ein rein äusserlicher Grund vor: seit die orthographische Reaction zu Gunsten des *ai* eingetreten war (vgl. oben S. 34), hatte die Gewohnheit, Wörter wie *air, faire, taire* mit dem diphthongischen Zeichen zu schreiben, sich dermassen festgesetzt, dass sie Dichtern, welche nicht mehr ausschliesslich für das Ohr reimten, wohl ein Anlass sein konnte, eine traditionelle Reimsonderung, auch nachdem deren phonetischer Grund weggefallen war, aufrecht zu erhalten.

Zu Gunsten der ersteren Deutung liesse sich Folgendes anführen. In der Sprache Chaucers hat, wie ich Anglia I, 548 ff. ausgeführt habe, franz. *e* aus *ai* oder *ei,* sowie franz. *e* = lat. *ĕ, æ, ĭ* in lat. oder romanischer Posit. offenen Klang; franz. *e* = lat. *a* dagegen sowie *ie* lauten wie *é*. Wie aber franz. *-el*

(= *AL)*, *-ien* bei ihm = *-èl*, *-ièn*, so haben umgekehrt Wörter wie *poweer*, *grammeere* geschlossenes *e*. Ferner könnte man an allerdings seltene Fälle erinnern, in denen bei franz. Dichtern des vierzehnten Jahrhunderts die Gruppe *AIR* im Reime auf *ER* aus *AR* begegnet.[1] Gleichwohl möchte ich im Hinblick auf die spätere französische Lautentwicklung der zweiten der vorgeschlagenen Deutungen den Vorzug geben. Gar manche Erscheinung auf diesem Gebiet dürfte in einem rein äussern, wenn man will, zufälligen Umstand seine Erklärung finden.

Bekannt ist die seit dem letzten Drittel des zwölften Jahrhunderts im Norden des französischen Sprachgebiets auftauchende Diphthongierung des *ȅ* = lat. *ĕ* in Posit. (G. Paris Alexis S. 268), eine Erscheinung, welche sich auch im Spanischen und Wallachischen zeigt. Diese Diphthongierung mag mit

---

[1] So *plaire* : *mere* in einem Virelay des Eustache Deschamps (Tarbé II, 8). Wenn aber Froissart III S. 54, 50 *le pair* (das Ebenbild) : *air* reimt, so scheint das erstere Wort durch Anlehnung an *appairier* gebildet; das alte *per* pflegt er wenigstens sonst mit *e* zu schreiben und mit *ER* aus *AR* zu reimen. *here* und *haire* müssen wir wohl als Nebenformen ansetzen: in der Färbung des Tonvocals scheint jenes durch *he*, dieses durch *haior* beeinflusst; für *haire* vgl. Bauduin de S. I, 1011, für *here* Alexis IV, 111. — Mit Bezug auf einige andere Reime, die dem vierzehnten Jahrhundert geläufig und schon früher keineswegs unerhört sind, erinnere ich daran, dass in gelehrten und halbgelehrten Bildungen wie *mistere*, *misere*, *matere*, *vitupere*, *despere* (= nfr. *désespère*, Froissart III S. 213, 6 u.) das *e* wie *e* aus *a* behandelt wird.

einer frühzeitigen Dehnung des betreffenden Lautes zusammenhängen. Wenigstens würde eine solche Annahme durch Reime wie *tiere : querre* oder *tiere : guerre* (Tobler Aniel S. XXII f.) nicht widerlegt. Ebensowenig durch den Umstand, dass dieses picardische oder flämische *ie* mit dem gemeinfranzösischen *ie* nicht zu reimen pflegt. Letzteres hatte damals geschlossenes, ersteres dagegen offenes *e*. In einigen Wörtern jedoch scheint man dieses dialektische *iè* ziemlich früh zu *ié* erhöht zu haben, so in *ivier*, *enfier*. Beide Wörter kommen in Bauduin de S. häufig in *iér*-Tiraden vor: II, 206; III, 209. 250; IV, 753; V, 912; VI, 424. 442 u. s. w.

Hängt hiermit Alexis IV, 154 der Reim *enfer : trespaser : chanter : ouvrer* zusammen, insofern auch hierin ein Zeugniss für dialektische frühzeitige Dehnung und darauf folgende Erhöhung des Tonvocals in *enfer* zu erblicken wäre? Und ist vielleicht das auffallende *près : prés* Froissart III S. 54, 53 ähnlich zu deuten? — Was ist ferner von dem Reim *guerres : Pierres* Guiart Prol. 445 zu halten?

Doch ich will auf einzelne Schwierigkeiten hier nicht weiter eingehen. Durch das, was meine Theorie Eigenthümliches hat, werden sie nicht hervorgerufen.

Die wichtigern Resultate der vorstehenden Untersuchung mögen hier noch einmal im Zusammenhang durch eine Tabelle veranschaulicht werden.

Die verschiedenen Sprachstufen deute ich durch die Namen bekannter Denkmäler oder Dichter an.

Tonlose Endvocale bezeichne ich der Verein-

einfachung halber schon für die älteste Zeit mit *e*. Den Lautwerth von *oi* sowie die Stufen zwischen *éi* und *oi* habe ich nicht angegeben. Auch die Nasalierung des *e* vor *n* lasse ich unberücksichtigt.

I.	II.	III.		IV.	V.
		Alexius.	Roland.	Crestien.	Deschamps.
**nascere*	*năistre*	*năistre*	*nĕ̀(i)strė*	*nĕ̀stre*	*nĕ̀(s)tre*
făctum	*făit*	*făit*	*fĕ̀it*	*fĕ̀t*	*fĕ̀t*
hăbeo	*ăi*	*ăi*	*ĕ̀i*	*ĕ̀*	*ĕ̀*
păter	*pādre*	*pĕ̀dre*	*pĕ̀dre*	*pḗre*	*pḗre*
amāre	*amār*	*amḕr*	*amḕr*	*amḗr*	*amḗr*
tālem	*tāl*	*tḕl*	*tḕl*	*tḕl*	*tḕl*
palātium	*palăis*	*palăis*	*palĕ̀is*	*palḕs*	*palḕs*
primārium	*primḕr*	*premièr*	*premièr*	*premiér*	*premiér*
christiānum	*chrestiān*	*chrestiièn*	*chrestiièn*	*chrestiièn*	*chrestiièn*
lĭgāre	*liyār*	*liièr*	*liièr*	*liiér*	*liiér*
fĕ̀rum	*fĕ̀r*	*fièr*	*fièr*	*fiér*	*fiér*
brĕ̀ve	*brĕ̀f*	*brièf*	*brièf*	*briéf*	*briéf*
bĕ̀ne	*bĕ̀n*	*bièn*	*bièn*	*bièn*	*bièn*
mĕ̀l	*mĕ̀l*	*mièl*	*mièl*	*mièl*	*mièl*
cœlum	*cĕ̀l*	*cièl*	*cièl*	*cièl*	*cièl*
spḗro	*espḗr*	*espéir*	*espéir*	*espoir*	*espoir*
vĭ́a	*vḗe*	*véie*	*véie*	*voie*	*voie*
fĭ́dem	*fḗd*	*féid*	*féid*	*foi*	*foi*
martĕ̀llum	*martĕ̀l*	*mărtĕ̀l*	*martĕ̀l*	*martĕ̀l*	*martĕ̀l*
tĕ̀rra	*tĕ̀rre*	*tĕ̀rre*	*tĕ̀rre*	*tĕ̀rre*	*tĕ̀re*
dḗbita	*dĕ́tte*	*dĕ́tte*	*dĕ́tte*	*dĕ̀tte*	*dĕ̀te*
epĭ́scopum	*evĕ́sque*	*evĕ́sque*	*evĕ́sque*	*evĕ̀sque*	*evĕ̀(s)que*

Fünf wichtige Epochen der Sprachentwicklung kommen in dieser Tabelle zur Erscheinung. Die erste derselben gehört der vorromanischen Zeit an:

I. Die lateinischen kurzen *e* (und *o*) einigen sich unter dem offenen, die entsprechenden Längen unter dem geschlossenen Laut, *ĭ* wird $\breve{\imath}^{e}$ bez. *ĕ́*

II. *Kurze Vocale im Silbenauslaut oder vor kurzer Consonanz werden lang, lange Vocale in Position kurz.*

III. Diphthongierung langer Vocale, Erhöhung des *ā*.

IV. Die kurzen *e* einigen sich unter dem offenen, die langen unter dem geschlossenen Laut; *ai* wird monophthongiert.

V. *Die kurzen e beginnen sich auf Kosten der nachfolgenden Consonanzen zu verlängern.*

Gegen den Ausgang des Mittelalters tauchen wiederum neue Tendenzen auf. Die Analogie gelangt zu einer bis dahin in der Sprache unerhörten Herrschaft.

Doch ich lasse hier den Faden fallen — in der Hoffnung, dass der eine oder andere Fachmann ihn wieder aufnehmen werde.

EXCURS.

Ueber die Natur des lat. Accents gehen die Ansichten bekanntlich auseinander. Während Einige den lat. Wortton für rein musikalisch erklären, legen Andere ihm ungefähr denselben Charakter bei wie dem neuhochdeutschen oder dem englischen Accent. Es gibt auch eine dritte zwischen beiden Extremen vermittelnde Ansicht, und dieser schliesse ich mich an. Dass im lat. Accent das Element der Tonstärke eine nicht unbedeutende Rolle spielte, wird man Langen (Philol. XXXI, 99 ff.) und Fritz Schoell *(De accentu linguae latinae* im sechsten Band der Acta soc. philol. Lips.) zugeben müssen. Dagegen scheint mir die Ansicht, wonach Tonhöhe im lat. Accent ein sehr wesentliches, ursprünglich vielleicht das Ausschlag gebende Moment bildete, durch die Ausführungen des letztern Gelehrten in keiner Weise erschüttert. Unter den von Schoell zusammengestellten Zeugnissen der Grammatiker finden sich neben manchen, die man als zweideutig bezeichnen kann, allerdings solche, welche zunächst das Moment der Tonstärke im Accent hervorheben, andrerseits aber und zwar gerade bei

den ältern Grammatikern auch solche, welche nichts anderes als Tonhöhe meinen können. Man vergl. z. B. folgende Stellen des Varro, deren Gewicht — wenn man sie zusammenhält — mir unwiderstehlich erscheint. Ich citiere nach den Nummern der Schoellschen Sammlung. *IIa. Scire autem oportet vocem sicut omne corpus tres habere distantias: longitudinem altitudinem crassitudinem .... ab altitudine discernit accentus cum pars verbi aut in grave deprimitur aut sublimatur in acutum. III. natura vero prosodiae in eo est quod aut sursum est aut deorsum; nam in vocis altitudine omnino spectatur adeo ut, si omnes syllabae pari fastigio vocis enuntientur, prosodia sit nulla. XXI. Acuta exilior et brevior et omni modo minor est quam gravis, ut est facile ex musica cognoscere, cuius imago prosodia; nam et in cithara omnique psalterio quo quaeque chorda acutior eo exilior* u. s. w. Wer die oxytonische Silbe im Wort mit dem von einer dünnern Saite hervorgebrachten Ton vergleichen kann, der meint doch ohne alle Frage eine Silbe, deren Ton höher liegt als der der übrigen Silben im selben Wort. Und wenn die Lateiner nach dem Vorgang der Griechen die oxytonische Silbe als flüchtiger denn die barytonische bezeichnen konnten, so reicht dies allein schon hin, einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen ihrem und unserm Accent zu erweisen.

Grosses Gewicht legt Schoell S. 17 auf folgende Stelle des Servius (LVa.): *accentus in ea syllaba est, quae plus sonat. quam rem deprehendimus, si fingimus nos ad aliquem longe positum clamare; invenimus enin*

naturali ratione illam syllabam plus sonare, quae retinet accentum atque usque eodem nisum vocis ascendere. Ich erlaube mir nur die Frage: ob man wohl auf den Gedanken kommen würde, zur Erläuterung des modernen Accents sich dieses Beispiels zu bedienen, sowie die weitere Frage: ob wir nicht gerade beim Anrufen eines Entfernten den Silben, die wir am stärksten betonen, zugleich den höchsten Ton zu geben pflegen.

Was die Bedeutung des lat. Accents für die Metrik angeht, so ist Schoell wohl entschieden im Recht, wenn er annimmt, dass der Wortton beim Vortrag der Verse keineswegs vernachlässigt wurde. Unter der Voraussetzung aber, dass der Vortrag zugleich dem Versictus Rechnung trug, setzt gerade diese Annahme einen von dem unsern sehr verschiedenen Accent voraus.

Zum Schluss ein Wort über die Polemik Schoells (S. 26 f.) gegen L. Müller aus Anlass von Quintilian I, 5, 28 und Servius zu Aen. I, 384. Es handelt sich hier m. E. nicht bloss und nicht vorwiegend um den Accent, sondern auch und in erster Linie um die Quantität. um die Frage nämlich, ob die Länge, welche die Dichter nach dem Vorgang der Griechen, jedoch im Widerspruch mit dem lat. Sprachgebrauch, gewissen Silben (kurzer Vocal + Muta + R) zutheilten, bei dem Vortrag ihrer Verse zur Geltung zu bringen sei. Wer die zweite Silbe in *volucres* am Ende eines Hexameters lang sprach, wie der Vers es verlangt, der musste doch consequenter Weise auf

eben diese Silbe auch den Ton legen, und das thut Quintilian. Wer aber mit Servius *peragro* in gleicher Stellung *péragro* sprach, der versäumte entweder in seinem Vortrag die metrische Intention des Dichters zu realisieren oder aber er versündigte sich durch Beibehaltung des gewöhnlichen Wortaccents gegen das Gesetz, welches dessen Stellung regelt. Vermuthlich that Servius das erstere; darauf deuten die Worte: '*a*' *longa quidam est, sed non solida positione*[1] hin. Es ist also ein ähnlicher Fall, wie wenn ein französischer Grammatiker zu dem Reime *monsieur : flatteur* in Lafontaines Fabel *Le Renard et le Corbeau* bemerken wollte: „Diese Worte reimen zusammen, in der Aussprache jedoch haben ihre Endungen verschiedenen Klang.“

---

[1] Vgl. im Gegensatz dazu Quintilians Worte: *nam 'volúcres' media acuta legam, quia etsi natura brevis, tamen positione longa est, n e f a c i a t i a m b u m, quem non recipit versus herous.*

